

Unsere Reise nach England
1899

EDITHA KLIPSTEIN UND MAGDALENA BLASS

UNSERE REISE NACH ENGLAND 1899

HERAUSGEGEBEN
VON
ROLF HAASER



**Schriftenreihe
des Vereins zur Pflege des künstlerischen
Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V.**

Herausgegeben von
Rolf Haaser und Wilhelm R. Schmidt

Band 3

Editha Klipstein und Magdalena Blass

„Unsere Reise nach England 1899“

herausgegeben von
Rolf Haaser

litblockín

Editha Klipstein und Magdalena Blass
„Unsere Reise nach England 1899“
Hg. v. Rolf Haaser
Fernwald: litblockin 2009

Band 3 der Schriftenreihe des Vereins zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V., hg. v. Rolf Haaser und Wilhelm R. Schmidt

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by Die Deutsche Bibliothek Die Deutsche Bibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliographie; detailed bibliographic data is available in the internet at <http://dnb.ddb.de>

ISBN 978-3-932289-99-8

© 2009 litblockin Verlag, Fernwald

© 2009 Rolf Haaser

© Verein zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V. · Auf der Planke 11 · 35321 Laubach · Telefon: (06405) 6283

Gesamtherstellung:
Druckwerkstatt Ehgart & Albohn
www.druckwerkstatt-fernwald.de

Inhalt

Vorwort.....	9
Zur Edition.....	12
Reisetagebuch	
Abreise von Halle	15
Detmold.....	15
Osnabrück.....	16
Utrecht.....	17
Hook van Holland	20
Cambridge	21
Bangor.....	41
Dublin	50
Chester.....	64
Oxford.....	67
London.....	76
Stratford-on-Avon	97
New Haven	105
Abreise von London	106
Antwerpen.....	107
Aachen, Köln	110
Ankunft in Detmold	110
Abbildungsverzeichnis.....	111

Vorwort

Die Gelehrtenreise, die der Hallenser Altphilologe Friedrich Wilhelm Blass¹ in Begleitung seiner beiden ältesten, damals noch unverheirateten Töchter Magdalena² und Editha³ während der Osterferien 1899 unternimmt, verfolgt in erster Linie wissenschaftliche Zwecke. Neben dem Studium neu entdeckter handschriftlicher Quellen dient die sorgfältig vorbereitete und mit Bedacht abgesteckte Reiseroute dem wissenschaftlichen Meinungsaustausch mit den namhaftesten Kollegen in den damaligen Zentren der Altphilologie und der sich als eigenständige Wissenschaft zunehmend herauskristallisierenden Papyrologie in England. Blass ist wie auch der etwas jüngere Friedrich Nietzsche⁴ einer der markantesten Vertreter der Bonner Schule und ist zu Beginn seiner Karriere vor allem wegen seiner Arbeiten über die attische Beredsamkeit bekannt geworden. Mittlerweile, gegen Ende des 19. Jahrhunderts, gilt er als der beste Kenner des Altgriechischen im deutschsprachigen Sprachraum und weltweit als besondere Autorität auf dem Gebiet der textkritischen Interpretation der griechischen Fassungen des Neuen Testaments. Vor allem in England, wo sich alljährlich wahre Mengen an neu ausgegrabenen Papyrusfunden anhäufen, gilt der Professor an der Universität Halle als eine Art letzte Instanz, wenn man mit der Entzifferung einzelner Fragmente nicht mehr voranzukommen scheint. So entpuppt sich die Schilderung der Reise aus der Feder der beiden Töchter, verfasst als eine Briefserie an die zu Hause in Halle zurückgelassene Mutter, als ein seltenes Dokument für die Geschichte der Altphilologie in Verbindung mit der Papyrologie und die zu diesem Zeitpunkt noch von nationalen Ressentiments weitgehend unbelastete Zusammenarbeit der preußischen Fachspezialisten mit deren Kollegen in England, Irland, Wales und den Niederlanden.⁵ Eine erst noch zu schreibende Biografie zu Friedrich Blass müsste den in rasantem Tempo sich vollziehenden Umbruch der von ihm betriebenen Wissenschaft mitbeschreiben. Theodor Mommsen wird der Aphorismus zugeschrieben, nach dem das 19. Jahrhundert das Jahrhundert der Epigrammatik gewesen sei, das 20. aber das Jahrhundert der Papyrologie sein werde. Die von Mommsen mit Blick

auf die eigene Gegenwart formulierte Äußerung umschreibt nicht weniger als exakt den radikalen epistemologischen Wandel, mit dem Blass in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit konfrontiert ist. Spätestens in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts ist nicht mehr zu übersehen, dass der alte Wissenschaftsstreit zwischen klassischer Philologie und Altertumswissenschaft zu Gunsten der letzteren ausfallen wird. Die Disziplin der klassischen Philologie, die sich über das bloße Studium klassischer Texte im Rahmen eines geschlossenen Textkanons definiert, gehört unweigerlich der Vergangenheit an und muss einer Wissenschaftsauffassung Platz machen, die sich als alle kulturellen Bereiche einschließende Altertumswissenschaft begreift. Die ehemaligen Grenzen der bloßen Lektüre von Texten werden durchbrochen und zugunsten der Analyse sämtlicher Überbleibsel untergegangener Kulturen erweitert. Die in ihrer Menge kaum mehr zu überschauenden, durch immer neue Funde sich ins Unabsehbare weitende Papyruskunde zwingt die klassischen Philologen, sich zunehmend mit allen möglichen Formen von Gebrauchstexten unterschiedlichsten Inhalts zu befassen. Die klassische Philologie verliert ihre „Klassizität“, die Disziplin wird positivistisch. Die von Friedrich Blass in Begleitung seiner beiden ältesten Töchter durchgeführte Studienreise führt mitten hinein in diese die Grundfesten des herkömmlichen Wissenschaftsbetriebes erschütternde Umbruchsituation.

Auf seinem ureigenen Gebiet freilich bewegt sich Blass, wenn es um die Entzifferung von literarischen, insbesondere lyrischen Texten geht, und die Englandreise von 1899 steht ganz im Zeichen der Wiederentdeckung des antiken Dichters Bacchylides.

Schon William Wordsworth hatte 1819 in einem Gedicht in einer romantisch-melancholischen Zukunftsschau die wahrhaft genuine Geburt einer neuen Poesie heraufbeschworen, die dann zum Vorschein kommen werde, wenn einmal die von Horaz so hoch geschätzten Lieder des Bacchylides aus den Trümmern der Geschichte auftauchen würden. Blass gehört zu denen, die Wordsworths Traum mit der Wirklichkeit konfrontieren. Jahrtausendlang ist Bacchylides, im Grunde bloß aus kommentierenden Bemerkungen anderer antiker Autoren bekannt, eine Art „missing link“ der klassisch-antiken Literatur. Mit der Entdeckung eines beträchtlichen Textkorpus an Liedern, den sogenannten Nikomachien, eröffnet sich nun erstmals der Blickwinkel auf einen bislang unbekanntem Bereich der hellenistischen Literatur. Stärker als in Deutschland hat die von Blass in Zusammenarbeit mit seinen englischen Kollegen

1 (Osnabrück 1843 - Halle 1907)

2 (Kiel 1877 - Bonn 1906)

3 (Kiel 1880 - Frankfurt/M. 1953)

4 Die persönliche Bekanntschaft mit Nietzsche, die wohl vor allem auf die Gymnasiallehrerzeit Blass' in Naumburg zurückzuführen ist, hat aber nie den Status einer Freundschaft erlangen können.

5 Auf diese übernationale Zusammenarbeit weist Editha Klipstein in einem ihrer bedeutendsten Essays hin: Erinnerungen an eine Gelehrten-Republik Sammlung. Zeitschrift für Kultur und Erziehung. 2 (1947), 82-89.

betriebene Revision des klassisch-antiken Literaturkanons in England unmittelbaren Einfluss auf die moderne Literaturentwicklung gehabt, die unter dem Vorbild Tennysons dem überlieferten Hellenismus auch literarisch neue Seiten abzugewinnen sucht.

Bei der Reise des Sprachgelehrten Friedrich Blass nach England im Jahre 1899 handelt es sich trotz ihres wissenschaftlichen Hintergrundes und ungeachtet der Tatsache, dass er am Trinity College in Dublin einen Vortrag zu halten hat, weniger um einen universitären Wissensaustausch im Rahmen des offiziellen Wissenschaftsbetriebs als vielmehr um ein privat organisiertes Besuchsprogramm bei befreundeten und persönlich bekannten Fachkollegen. Der eher private, zuweilen fast intime Charakter des von den Töchtern geführten Reisejournals beruht nämlich in nicht geringem Maße darauf, dass man sich auf den jeweiligen Reisestationen vergleichsweise ungezwungen im unmittelbar familiären Rahmen der Gastgeber bewegt. Während der Vater mit seinen Kollegen über den Papyrusfetzen brüdet, entfalten die Töchter in ihren Zeichenskizzen und Tagebuchnotizen ein buntes, amüsantes und mitunter freches Gemälde des damaligen Familienalltags in englischen Professorenhaushalten. In derselben freimütigen Unbekümmertheit, mit Zeichenblock und Tagebuch unter dem Arm, erkunden die beiden Schwestern in ihrer freien Zeit auf eigene Faust die Sehenswürdigkeiten der Städte, in denen sie sich gerade aufhalten, wobei ihr besonderes Interesse der Malerei und der Literatur, aber auch historischen Hintergründen und religiösen Gebräuchen gilt. Bei alledem verlieren sie aber nie den humorvollen Blick auf die oft komischen Besonderheiten des unmittelbar Menschlichen. So entsteht unter der Hand ein mit spritziger Frische gezeichnetes Gesellschaftsbild en miniature des spätviktorianischen England.

Ein besonderer Reiz bei der Lektüre des Reisetagebuches geht davon aus, dass die beiden sich in der Federführung abwechselnden Verfasserinnen trotz vieler Gemeinsamkeiten ein unterschiedliches Naturell an den Tag legen. Während Editha als eine forsche, selbstbewusste junge Dame auftritt, in der man bereits die zukünftige Künstlerin und Schriftstellerin zu erkennen vermeint, scheint die etwas gesetztere, Verantwortung tragende Magdalena eher an religiösen und erzieherischen Fragen interessiert, wobei man ihr auch auf erzählerischem Gebiet eine gewisse überlegene Eleganz nicht absprechen möchte. Es ist bedauerlich, dass das vorliegende Tagebuch das einzige umfassende Dokument ist, das sich von der äußerst sympathisch wirkenden ältesten Tochter der Hallenser Gelehrtenfamilie erhalten hat. Im Hinblick auf ihren weiteren Lebensgang lässt sich ihre Selbstdarstellung in dem Reisetagebuch als der

Vorlauf einer persönlichen Tragödie lesen, die die vermeintlich ungetrübte Familienidylle jäh erfassen und endgültig zerstören wird. Die Frage nach der richtigen Konfession, die Magdalena Blass in besonderem Maße beschäftigt, beantwortet sie für sich dahingehend, dass sie ihr Leben in den Dienst der alt-katholischen Kirche stellen möchte. Ohne dass sie die übrigen Familienmitglieder davon in Kenntnis gesetzt zu haben scheint, bereitet sie ihren Religionsübertritt vor, - ein Schritt, der für den streng-protestantischen Vater undenkbar und vollkommen inakzeptabel ist. Im letzten Moment tritt das Vorhaben an den Tag, und es kommt, wie kaum anders zu erwarten, zu einem regelrechten Familienkrach. Vielleicht auf Druck des Vaters, vielleicht aber auch um sich dessen unnachgiebiger Autorität zu entziehen, heiratet Magdalena Blass etwas überstürzt einen gewissen Dr. Heinrich Reinhold, den Musterschüler und wissenschaftlichen Ziehsohn ihres Vaters. Offensichtlich um seine etwas unvorbereitete Familiengründung auf eine unmittelbare finanzielle Basis zu stellen, verzichtet Reinhold auf eine eigentliche wissenschaftliche Karriere und ergreift den Beruf eines Universitätsbibliothekars. Die junge Familie nimmt ihren Wohnsitz in Marburg an der Lahn, von wo Reinhold sich aber schon bald nach Bonn am Rhein versetzen lässt. Man kann vermuten, dass für diesen Ortswechsel Magdalena Reinhold die treibende Kraft gewesen ist, befindet sich doch in Bonn das Zentrum der alt-katholischen Kirche in Deutschland. Kaum hat sich das Ehepaar in der Rheinstadt niedergelassen, als sich Magdalena Reinhold nun tatsächlich alt-katholisch taufen lässt. Nur wenige Wochen danach begeht sie Selbstmord, - möglicherweise um damit einem körperlichen Leiden ein Ende zu setzen. Während ihrer letzten Stunden im Bonner Herz-Jesu-Hospital steht ihr eine Jugendfreundin aus früheren Hallenser Tagen, Ilse Erdmann⁶, bei.

Auf Magdalena Reinholds Beerdigung in Bonn kommt Editha Klipstein in einem Erinnerungsfragment aus dem Jahre 1940 mit folgenden Worten zu sprechen:

Wir drei Mädchen lebten zunächst sorglos unseren Talenten, die reichlich vorhanden schienen, wir zeichneten, dichteten, spielten Theater, - und wie man weiß, reicht alles sehr schnell für eine gut bestückte Dilettantenbühne. Keiner sprach ein Machtwort: daß zuviel von dergleichen Unfug sei, im Gegenteil, auch die Väter der Freundeshäuser, bürgerlich ein wenig eingekerkert, freuten sich

⁶ Über die vor allem als Briefpartnerin Rilkes bekannt gewordene Ilse Erdmann vgl. Rolf Haaser: Editha Klipstein und Rainer Maria Rilke im Sommer 1915. Fernwald: litblockin Verlag 2007, S. 92-101.

der Ausschweifungen des Nachwuchses. Es waren akademische Würdenträger, denen späterhin, als Gesamtheit genommen, nur eines fehlen sollte: die Schlagkraft des echten, nicht entmannten Geistes der eignen Familie gegenüber, also auch dem eignen Land gegenüber. Im Großen sollte später fehlen, was längst im Kleinen gefehlt hatte. Aber jene geheimen Spaltungen, - jeder kennt sie, begannen sich zu bilden, geheimnisvoll lebten schließlich viele Daseinsschichten nebeneinander, nur scheinbar noch miteinander, - jedes Individuum ging heimlich und schlau seinen eigenen Weg, die Ziele der Zeit wurden kindlich oder auch kindisch gesichtet, und sie erzeugten, auf einem trockenen Boden: Ehrgeiz, Wohlstand, persönliche Macht, und aus ihr ein unbeschnittener Lebensgenuß.

Wohl spielten daneben auch Seelenkämpfe, von denen nie gesprochen wurde, und wenn ich zurückschaue, wundere ich mich, was alles sich schließlich doch so friedfertig unter einem Dach vertrug, herrliche Weihnachten feierte, Eis- und Studentenfeste, Professorien, Theateraufführungen mit großen selbstgemalten Kulissen, - unser Haus zeitweise der Treffpunkt internationaler Gelehrter und Studenten, Vater und Mutter hochangesehene Leute, - und wie es unterirdisch doch so völlig anders zuging, und sich bei uns wie wahrscheinlich überall, so manche Tragödie vorbereitete.

In jener Zeit begann die Älteste von uns heimlich katholische Gottesdienste zu besuchen. Sie war zart von Konstitution, sehr früh gereift gewesen, ein Kind, dem alles spielend zufiel. Mit zwanzig Jahren, so darf man rückschauend sagen, war sie bereits gealtert und ihre Organe geschwächt. Es ist leicht jetzt aus der Ferne zu urteilen, daß die Eltern sie ihrem Wunsch gemäß hätten Nonne werden lassen müssen, sie war durch brieflichen Verkehr, - auch mit einem Bischof - erstaunlich gut vorbereitet, niemand begriff, daß sie dies alles im harmlosen Rahmen unseres Hauses und als eine besonders liebevolle Tochter in der Stille geleistet hatte. Sie verheiratete sich dann früh und starb früh. Die Eltern als gute Protestanten hatten wirklich geglaubt, nur das Rechte zu tun, wenn sie ihren religiösen Wünschen Widerstand leisteten. Ein Übertritt wäre fast ein Skandal gewesen. Ich selbst, unreif noch aber ohne Vorurteile, stand natürlich anders dazu. Zum Entsetzen des Vaters wagte ich zu sagen: „Nun ja, unsere Tenniskirche⁷ lockt ja keinen Hund vom Ofen.“

Während der Beerdigung auf dem Poggelsdorfer Friedhof in Bonn kommt es zum Bruch zwischen Friedrich Blass und seiner Tochter Editha, die ihm vorwirft, er trage Schuld am Tod von Magdalena Reinhold. Kaum ein Jahr nach dem Tod seiner ältesten Tochter wird Friedrich Blass selbst auf einem Friedhof in Halle zu Grabe getragen werden. Seinen wissenschaftlichen Nachlass ordnet der inzwischen nach Halle zurückgekehrte glücklose Schwiegersohn Heinrich Reinhold.

Konfliktreich, wenn auch in abgeschwächterer Form als im Falle der älteren Schwester Magdalena, hat sich das Verhältnis zwischen Friedrich Blass und seiner zweiten Tochter Editha entwickelt. Sie ist in der Lage, den familiären Widerstreit vor dem Hintergrund der gesamt-gesellschaftlichen Antagonismen der Kaiserzeit zu sehen, und trifft für sich die Entscheidung, diesen elementaren Konflikt auf der Ebene der Kunst auszutragen. Spätestens mit ihrem Abtauchen in die Pariser Künstlerszene hat sie den Bruch mit ihrer familiären Herkunft aus dem gehobenen preußischen Bildungsbürgertum vollzogen. Nur gelegentlich kommt sie in ihren zahlreichen Erinnerungstexten auf das bürgerlich-akademische Milieu ihrer eigenen Kindheit und Jugendzeit zu sprechen, und wenn dies der Fall ist, dann meist in einem bitteren Tonfall und mit kaum verhohlenen Unbehagen. In der rückschauenden Bewertung ihrer Eltern und deren Familien- und Freundeskreis findet sie fast ausnahmslos nur harsche Worte. Konsequenterweise löscht sie die meisten Erinnerungsspuren, die ein Andenken an ihr früheres Leben hätten bewahren können. Die mit Sicherheit zahlreichen Tagebücher aus den ersten 25 Jahren ihres Lebens scheint sie vernichtet zu haben, und auch unter der überaus umfangreichen nachgelassenen Korrespondenz finden sich keine Briefe aus dieser Zeit.

Umso glücklicher ist der Umstand zu bewerten, dass das einzigartige Dokument des Reisetagebuchs von 1899 dieser nachhaltigen Löschung eines Teiles ihrer Identität widerstanden hat. Es ermöglicht uns, hinter der ernsten und anspruchsvollen Laubacher Künstlerin und Schriftstellerin Editha Klipstein auch die unbefangene, junge Hallenser Gelehrten-tochter Editha Blass in unverwechselbaren, klaren Umrissen durchscheinen zu sehen.

Bad Rippoldsau-Schapbach, 25. November 2008

Rolf Haaser

⁷ Gemeint ist die Stefanskirche in Halle, die neben einem Tennisplatz lag und daher im Familienjargon „die Tenniskirche“ genannt wurde.

Zur Edition

Das hier erstmals veröffentlichte Reisetagebuch befindet sich in Besitz von Christiane Klipstein im Laubacher Nachlass von Editha Klipstein. Das Originalmanuskript hat das Album-Format 27cm x 36cm und verfügt über Fadenbindung, wobei eine Reihe von kartonierten Blättern mit eingebunden sind. Diese, für die Abbildungen vorgesehenen Kartonblätter sind nicht paginiert; ansonsten enthält der Band 153 paginierte, meist zweispaltig beschriebene Seiten, ein Blatt am Ende des Bandes verblieb unbeschriftet. Der Text ist durchsetzt mit eingeklebten Abbildungen unterschiedlichen Formats. Neben wohl käuflich erworbenen oder aus Büchern ausgeschnittenen photographischen Abbildungen der besichtigten Sehenswürdigkeiten enthält das Manuskript auch eine Reihe von während der Reise angefertigten Skizzenblättern. Diese Skizzen sind nicht auf die Kartons, sondern auf die Textseiten aufgeklebt, und zwar an jeweils passender Stelle innerhalb des laufenden Fließtextes. Sie sind durchweg nicht signiert und können sowohl von Editha als auch von Magdalena Blass stammen. Da sich Editha Blass aber als diejenige der beiden Schwestern versteht, die eher für den Bereich der bildenden Kunst zuständig ist, hat sie es sich wohl nicht nehmen lassen, das Skizzenmaterial beizusteuern. Einen unverbrüchlichen Nachweis dafür haben wir allerdings nicht.

Deutlich unterscheidbar sind dagegen die Handschriften der beiden Verfasserinnen, wobei Magdalena Blass den Löwenanteil der Textarbeit getragen hat. An einer Stelle findet sich in der Textmarginalie ein Korrekturvermerk von Friedrich Blass, bei dem eine Bemerkung über die Geschichte eines Papyrusfundes fachlich richtiggestellt wird.

Insgesamt wechseln sich die Schwestern sechsmal in der Federführung ab. Magdalena Blass schildert die Reise von der Abfahrt in Halle bis zum Abschied von Utrecht, dann vom Eintreffen in Cambridge bis zur Überfahrt nach Irland, ergreift wieder das Wort bei der Überfahrt von Dublin nach Wales bis zum Eintreffen in Paddington Station in London und übernimmt den gesamten Schluss der Erzählung vom Verlassen des Hyde Park an. Editha Blass meldet sich erstmals in Hook van Holland zu Wort und schildert die Reise bis zum Eintreffen in Cambridge, setzt dann wieder mit dem Eintreffen in Dublin ein und wird bei der Abreise aus Dublin von Magdalena wieder abgelöst, bis sie schließlich letztmals bei der Schilderung des Londonaufenthalts vom Eintreffen in Paddington Station bis zur Besichtigung des Albert Memorials im Hyde Park die Federführung übernimmt.

Das für die Edition gewählte Titelbild reproduziert

eine großformatige Schwarzweißphotografie, die im Laubacher Nachlass von Editha Klipstein aufbewahrt wird. Die dargestellte Szene mit den Booten und Menschentrauben am Ufer des Cam, im Hintergrund ein erhöhtes Landhaus mit Garten, einem angrenzenden Gehölz, durch dessen Zweige die Spitze eines Turms erkennbar ist, konnte noch nicht eindeutig lokalisiert werden. Die Fotografie trägt in einer Bildunterschrift die handschriftliche Bemerkung Editha Klipsteins: „1899 Magdalena und Editha Blass bei den boat-races (mit Lady Stanley) in Cambridge“. Das Foto wurde aber mit einiger Sicherheit erst im Jahr 1900 bei einem der späteren Englandsaufenthalte aufgenommen. Bei der hier erwähnten Lady Stanley handelt es sich um die Ehefrau des berühmten Afrikaforschers.

Reisetagebuch

d. 20. März
Tag der Abreise

Mutter steht vor unserem Wagen-Abteil und gibt uns noch Ermahnungen für die Reise mit. Sie kann sich's gar nicht denken, wie wir ohne sie fertig werden sollen. Ihre Befürchtungen sind wahrlich gar nicht so unbegründet: der Vater, ein Gelehrter, eigentlich stets in seine Studien vertieft, – und zwei Töchter, eine noch unpraktischer als die andere, und dieses Trio reist mit zwei großen Koffern und vier Stück Handgepäck nach England! Mutter seufzt; sie macht im Geiste eine Liste von den Sachen, die auf den verschiedenen Stationen Großbritanniens zurückgelassen werden, und den Sachen, die den heimatlichen Boden wieder erreichen. Und wir sind auch ganz überzeugt, wenigstens ich, dass es ohne Mutters Gegenwart gewiss tausenderlei Malheur setzt. Ein wahres Glück deshalb, dass gleich am Anfang eine kleine Begebenheit unsern blinden Glauben an Mutters Unfehlbarkeit in praktischen Dingen etwas erschüttert und somit unser Selbstvertrauen hebt. Doch davon später.

Wir nahmen gerührten Abschied von der besten der Mütter, – was ein Mutterherz bei solch einer Trennung fühlt, ahnen, glaube ich, die Kinder nie! – und der Zug geht ab. Wir sitzen erst eine Weile und sagen gar nichts, sehen die wohlbekanntesten Häuserreihen von Halle an uns vorüberfliegen, und der Gedanke: „Nun reisen wir nach England!“ kommt uns vorläufig noch etwas unfassbar vor. Eine Dame ist außer uns noch eingestiegen. Es ist zwar ein Wunder, dass Edithas vernichtende Blicke und ihre entrüstete Bemerkung: „Noch jemand!“ sie nicht zurückgeschreckt haben, aber da sitzt sie. Zum Glück steigt sie in Cönnern aus; meine Schwester seufzt erleichtert auf.

Nun sind wir allein. Draußen kahle braune Äcker, durch welche der Landmann seine Ochsen den Pflug ziehen lässt, hin und wieder ein grünendes Saatfeld. Die sonnige Horizontlinie der Felder hebt sich scharf abgegrenzt gegen den grauen Schneehimmel ab. Es ist die herbe, keusche Schönheit der Märzlandschaft. Aber je weiter wir kommen, desto winterlicher wird es. Bald prasselt Hagel an die Fensterscheiben, immer weißer werden die Äcker, an denen wir vorübersausen. Die Harzberge sind schneebedeckt und neblig; Goslar im Schnee – entzückend. Hier will Editha durchaus einen Zug überspringen. Jetzt schon! Auf diese Weise käme sie nicht weit, bemerken wir ermahmend.

In Hildesheim wird umgestiegen, dann Hameln, Himmichhausen, Detmold. Denn Tante Klaras Haus in Detmold ist unsere erste Station. Aus dreierlei mehr oder weniger schwerwiegenden Gründen: erstens ist Vaters Büchertasche entzwei und konnte nur vermittels Bindfaden provisorisch für einen Reisetag geflickt werden; zweitens war ich von der Influenza noch etwas flau und sollte nicht so durchreisen; drittens hatte Mutter im Augenblick der Abreise die entsetzliche Entdeckung gemacht, dass zu unserem größten Reisekoffer der Schlüssel fehlte. Da das Herumreisen mit einem unverschlossenen Koffer weder im In- noch im Auslande zu empfehlen ist, so sollten wir in Detmold sofort zum Schlosser schicken. Spät abends kommen wir an. Tante ist am Bahnhof, warmer Tee, gemütliches Plauderstündchen, dann zu Bett. Das ist die erste Stadt fern von zu Hause.

d. 21. März

In aller Frühe eilt Editha trotz Schnee, Kälte und Müdigkeit zu dem ziemlich entfernt wohnenden Schlosser. Dieser gibt ihr natürlich den Bescheid, er müsse, um einen neuen Schlüssel zu machen, den Koffer im Hause haben. Also müssen wir das Untier erst einmal von der Bahn holen lassen, was, die Rücktransportierung eingeschlossen, eine Mark kostet, und dann müssen wir ihn auspacken. Wie Tante und ich eben unter Seufzen und Stöhnen mit dieser Arbeit fertig sind und den leeren Koffer auf den Korridor geschleppt haben, fällt Tantes Blick zufällig auf die eine Schmalkante, an der etwas bammelt. Ahnungsvoll greift sie danach – natürlich ist es der Schlüssel!

Das ist wieder eines der ungelösten Rätsel im menschlichen Leben: Konnte denn Tantes Blick nicht ebenso zufällig auf dieselbe Schmalkante des Koffers, wo der Schlüssel hing, fallen, ehe wir ihn ausgepackt hatten? Aber nein! Nachdem wir genug über dieses Ereignis gelacht hatten, packten wir den Koffer wieder ein und nahmen uns vor, Muttchen diese allerdings bei ihr unfassliche – Schlaueit in einem Briefe genügend und in den lebhaftesten Farben auszumalen, damit wir dann, falls uns nun, wie ja vorauszusehen war, in England irgend eine Dummheit passierte, ihr die Lust zu etwaigen Bemerkungen darüber mit der kurzen Mahnung abfinden konnten: „Mutter, denk an den Kofferschlüssel!“ Der Schlosser musste unverrichteter Sache wieder umkehren, und die Mark für den Transport wurde Mutter auf die Rechnung geschrieben, da wir keine Lust hatten, diese unnötige Ausgabe von unseren Reisekosten zu bestreiten.

– Das Wetter ist ganz winterlich, 9 Grad Kälte und Schneesturm. Trotzdem wandert Vater nach Tisch auf den Herrmann, zum Glück ohne Editha. Diese sitzt bereits den ganzen Tag eifrig und schreibt Tagebuch. Sie hat sich zu diesem Zweck ein wunderbar eingebundenes Buch zu einem ziemlich zwecklos teuren Preis gekauft, und konnte natürlich die Zeit nicht erwarten, es anzufangen. Man kennt übrigens diese Sucht, oder besser dieses Gefühl, schon aus der Schulzeit her: nie habe ich meine Übersetzungen mit solchem Vergnügen und solcher Sorgsamkeit geschrieben, als wenn ich ein neues Heft anfang, und wie sauber sahen immer die ersten Seiten unserer Kladde aus! Erst gegen Ende wurde es fürchterlich.

Am Nachmittag um fünf Uhr trinken wir Tee bei Frau Rätin Heynicke, wo es sehr gemütlich ist. Um sieben sind wir wieder zu Haus. Nach dem Abendessen habe ich einige Sachen auszubessern, Tante und Vater lesen Zeitung, Editha schreibt selbstverständlich. Eine Viertelstunde lang müht sie sich vergebens, folgenden Satz in die richtige Wortstellung zu bringen. „Ich glaube zwar, je mehr Stoff ich zum Schreiben habe, desto weniger werde ich Zeit zum Schreiben haben.“ Die Erfahrungen der folgenden Wochen haben die Wahrheit dieses Satzes glänzend bewiesen.

Am folgenden Tage soll die Reise nun wirklich ins Ausland gehen, wir wollen den Abend bis Utrecht fahren, wo Vater einen Professor besuchen will, den er, wie viele seiner Kollegen, bisher nur aus Büchern kannte. Neugieriger als auf den Professor sind Editha und ich natürlich auf dessen Familie, die aus einer Frau und zwei erwachsenen Töchtern besteht, von denen die eine sogar studieren soll. Nun, wir werden sehen. Es ist herrlich, mit solch einer Reise-Aussicht zu Bett zu gehen! Höchstens das Gefühl der Verantwortlichkeit für unser Gepäck stört meinen Schlummer.

Aus Angst, mit Packen nicht fertig zu werden, sind wir natürlich viel zu früh aufgestanden. Tante Klara versorgt uns zum letzten Mal mit einem deutschen Frühstück; wir packen uns warm ein, denn es ist noch immer sehr kalt, und dann gehts fort zur Bahn.

Um 11.30 Uhr sind wir in Osnabrück. Wir lassen unser Gepäck an der Bahn und kämpfen uns durch eisigen Wind bis durch zu Tante Helene J.'s gemütlichem Häuschen. Diese, nämlich die Tante, empfängt uns sehr freundlich und bewirtet uns mit feurigem Kapwein, Butterbrot und Apfelsinen. Im Verlauf des Gesprächs erfahren wir, dass Tante Pauline J., – von uns zur Unterscheidung „die andere Tante Pauline“ genannt – einen Kalbsbraten für uns bestellt hat. Da wir in einer halben Stunde zum Mittagessen dort sein sollen, beginnen wir für unseren Appetit zu fürchten.

Bei J.s sind trotz Wind und Wetter Onkel Julius und Tante Pauline K. (die „erste Tante Pauline“). Das gibt natürlich eine große Freude. Die Stuben sind herzlich kalt, aber das Mittagessen pompös. Darauf gibt es noch Kaffee und Kuchen. Reisende werden immer verwöhnt. Die gute Tante Helene lässt uns in einer niedlichen, altmodischen Glaskutsche zum Bahnhof abholen. Der Zug geht um 3.45 Uhr. Vater nimmt die Billete gleich durch bis nach London, und wir studieren die drei Papierfetzchen mit bodenlosem Entzücken.

Ein menschenfreundlicher Schaffner, durch ein Trinkgeld noch menschenfreundlicher gemacht, geleitet uns in einen durchgehenden Wagen I. Klasse, in dem wir uns himmlisch wohlfühlen und beinahe Deckensprünge machen, was übrigens in den niedrigen Coupés gar keine Kunst ist. Editha schreibt natürlich wieder Tagebuch. Auf der Fahrt nach Osnabrück hatte sie eine ganze Anzahl mehr- oder minderwertiger Witze fabriziert und in ihr Notizbuch geschrieben, sie hat wirklich das Schreibfieber. Vater und ich sehen das mit lächelnder Nachsicht mit an, freilich, wenn sie uns dabei sogar das Reden verbieten will, werden wir aufsässig!

In Oldenzaal ist Zollstation, wo es übrigens äußerst glimpflich hergeht. Es schneit leider auch jenseits der Grenze. Man kommt nun Utrecht immer näher, die Spannung wächst. Wie werden Herwerdens wohl aussehen? Mittlerweile ist's dunkel geworden. In Amersfoort wird nochmals umgestiegen, von da ist es bis Utrecht – Ütracht, wie es die Holländer nennen – nur noch eine halbe Stunde. Diese hilft

ein mitreisender Herr freundlich ausfüllen, indem er uns etwas über holländische Sprache und Verhältnisse orientiert. Schließlich braust der Zug auf den Perron, wir sind angekommen. Da wir unsere lebenswürdigen Freunde hier ja gar nicht von Angesicht kannten, waren wir erst etwas besorgt gewesen, ob wir uns auch finden würden. Aber eine kleine, schwarzgekleidete junge Dame kommt gleich auf uns zu: „Nicht wahr, Herr Professor Blass?“ und wir bejahen höflich, freundlich und so lebenswürdig, wie es nur bei unserer enormen Müdigkeit möglich ist.

Die Dame stellt sich vor als Fräulein Lotte Herwerden, älteste Tochter, schwarzhaarig und schwarzzünftig, und von scheinbar zierlicher Figur. Wir hatten uns gegenseitig von uns eine falsche Vorstellung gemacht; sie sieht uns gar nicht echt „holländisch“ genug aus, und Fräulein Lotte ihrerseits hatte einen Herrn mit zwei ganz blonden Töchtern zu finden geglaubt. Wir sind auch beinahe etwas enttäuscht, dass sie so gut deutsch spricht; Editha hatte sich in Halle einen „Sprachführer des Holländischen“ für 50 p gekauft, und wir hatten unterwegs so schön Vokabeln und Redensarten gelernt! Das war nun alles vergebens. Mit einer Droschke fahren wir zunächst in das Hotel „Castel van Amsterdam (oder Antwerpen)“, wo Herwerdens uns Zimmer bestellt hatten und wo wir zunächst unser Gepäck zurücklassen. Dann fahren wir weiter nach der Wohnung unserer freundlichen Wirte, denn sie haben uns eingeladen, den Abend bei ihnen zu verbringen.

Es ist ein kleines, gemütliches Haus in der Parkstraße, das sie bewohnen. Im hell erleuchteten Wohnzimmer begrüßt uns ein sehr würdig aussehender Herr Professor mit dichtem, grauem Haupt- und Barthaar, eine kleine, redselige Frau Professor und ein warmes Abendbrot. Ich spiele eine etwas traurige Figur und begnüge mich damit, müde zu lächeln, wie Editha sagt. In der Tat sehne ich mich ungeheuer nach meinem Bett und bin froh, als wir um punkt zehn Uhr aufbrechen. Vater und Herr van Herwerden hatten sich übrigens sofort gleich so in den Bacchylides vertieft, dass sie sich kaum trennen können, als der Wagen vor der Türe hält. Im Hotel wieder angelangt, begeben wir uns dann auch sofort nach Federnheim; nach diesem ersten Reisetag sind wir ziemlich müde.

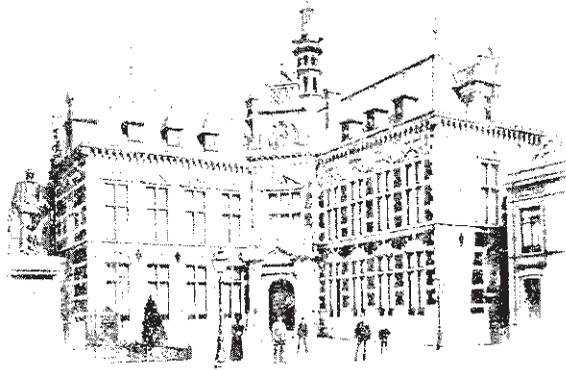
d. 23. März.

Die Sonne schien hell durch die beiden großen, nur mit Spitzenvorhängen statt Rouleaux versehenen Fenster, als wir am nächsten Morgen schon um sechs erwachten. Eigentlich war man ja noch viel zu müde, um aufzustehen, aber die Neuheit der Umgebung, zumal da unsere Fenster gerade auf die Straße mit dem Kanal, den sogenannten Gracht, hinausgehen, lockte doch Editha so, dass sie aus dem Bett kroch, sich anzog und ihr Skizzenbuch hervorholte, um die belebte und malerische Straßenansicht zu zeichnen. Mit echt holländischer Reinlichkeit waren die Menschen überall bereits eifrig beschäftigt, den in der Stadt reichlich gefallenen Schnee vor ihren Türen wegzuschippen. Frauen mit großen Körben und den bekannten holländischen Mützen, die man so viel auf Bildern sieht, gingen vorbei; Kinder, Dienstmädchen in ihrer sauberen, niedlichen Tracht, Männer, Wagen der verschiedensten Art, – kurz es herrschte trotz der frühen Stunde schon ein reges Leben.

Dita skizzierte eine Brücke, die am linken Ende der Straße über den Gracht führte, die aber wegen des Schnees, der auf den Ästen der Bäume lag und die Linien unsicher machte, ziemlich schwer zu zeichnen war. Dann ging Editha herunter in den Saal, um mit Vater Kaffee zu trinken. Ich Faulpelz war bis jetzt noch in den Federn liegen geblieben, wo ich es sehr behaglich fand, stand jetzt aber auch auf und begab mich ebenfalls nach unten. Es befand sich ein hübscher Kamin dort, und Vater briet sich den Rücken daran, während ich frühstückte. Wir waren übrigens beinahe die einzigen Gäste im Saal; außer uns nur noch ein paar zeitunglesende Holländer; ob die übrigen noch schliefen oder schon ausgegangen waren, weiß ich nicht, glaube aber das erstere.

Wir hatten am Abend vorher mit Herwerdens verabredet, dass Fräulein Lotte um halb elf Uhr ins Hotel kommen und uns zu einem Rundgang durch die Stadt abholen sollte. Sie erschien dann auch pünktlich in der Türe des Gasthofs, als ich eben von unserem Zimmer mit meinem Tagebuch in der Hand herunterkam, was mich veranlasste sofort wieder umzudrehen, um mir Hut, Kragen und Gummischuhe anzuziehen, denn trotz des fleißigen Fegens und Schaufelns hatte sich auf den Straßen, dank der freundlich herunterstrahlenden Sonne, ein grauenhafter Schmutz gebildet.

Vater kam natürlich mit uns, Fräulein van Herwerden erkundigte sich freundlich, wie uns die Zimmer gefallen und wie wir geschlafen hätten, und dann



wanderten wir los. Zunächst die Straße neben dem Gracht entlang, der mitten durch sie führt. Dies erinnert ein bisschen an die Fleets von Hamburg, nur dass hier eben alles reinlicher und hübscher aussieht. Wir passierten eine Fischhalle, wo es selbstverständlich sehr danach roch, und kamen dann bereits, an der Stelle wo eine größere Brücke die beiden Straßenseiten verbindet, an den alten Domturm. Leider ist ja die Kathedrale jetzt nur noch eine Ruine, und Turm und Chor sind durch einen breiten Platz getrennt, über den die elektrische Bahn fährt. Wir gingen nun links, d.h. wir folgten der Richtung der Brücke, gingen unter dem Turm hindurch und zunächst quer über den Platz auf das Universitätsgebäude zu, welches, hübsch aus roten und weißen Ziegelsteinen erbaut, sich rechts vom Chor und Kreuzgang der Kathedrale, und direkt mit letzterem verbunden, erhebt. Es ist übrigens ein ziemlich neues Gebäude, nennt sich Akademie, und enthält auch nicht die Hörsäle für alle Fakultäten. Es gibt mehrere Akademien in Utrecht.

Auch von innen ist alles darin sehr hübsch. Breite Treppen, wunderhübsche Glasfenster, und nett ausgestattete Hörsäle, Seminarzimmer usw. Ein kleines Zimmer, mit einem Spiegel darin und sonstigem Mobiliar, zeigte uns Fräulein van Herwerden besonders, es ist das Wartezimmer der unglücklichen Examinanden und wird von den Studenten mit einem poetischen Namen, „Swietkamer“, genannt. Der Spiegel ist wahrscheinlich zum Studieren ihrer bleichen, angsterfüllten Gesichter – grausame Einrichtung!

Das Schönste an der Universität ist aber die Aula. Diese hat ja auch historische Berühmtheit erlangt durch den Friedensschluss im Jahre 1713. Im Baderker stand nicht viel davon, und wir fanden daher, dass er sie entschieden unterschätzt habe. Die Ausmalung der Wände war allerdings mehr apart

als schön, aber die Bänke alle wundervoll geschnitzt, mit lauter verschiedenen Tiergestalten an den Seitenlehnen, auch das Pult oder das Katheder, wie man es nun nennt, sehr hübsch. Uns gefiel auch besonders die Marmorbüste der jungen Königin, die mit einem weißen Schleier verhängt war. An einer Seitenwand befand sich eine Fahnen- und Waffensammlung aus dem spanischen Kriege.

Von der Aula aus führte eine kleine Tür direkt in den Kreuzgang der Kathedrale. Wir hielten uns hier aber nicht lange auf, sondern drehten wieder um und machten unsern Rückweg durch die Universität. Im Vorbeigehen hörten wir noch einen Professor in einem Hörsaal demonstrieren – in Holland waren nämlich noch keine Ferien. Die „Professorengalerie“, d.h. die Sammlung von Portraits sämtlicher Professoren von Utrecht in einem der Säle, hatten wir schon vorher angesehen.

Nun brannte aber Editha darauf, den Domturm zu besteigen. Von dort sollte man einen wundervollen Ausblick über die Stadt haben; freilich musste man dazu acht Stufen klettern. Durch tiefen Schnee waten wir nach der Eingangstür, und dann ging das Klettern los. Als wir zwei Drittel der Höhe erstiegen hatten, kamen wir an ein Türmerstübchen, wo es leider schrecklich zog, sonst war es sehr niedlich. Eigentlich waren es zwei Zimmer, eines wo man sich ausruhen und Postkarten kaufen konnte, und ein kleines, von wo man einen herrlichen Blick auf Utrecht hatte. Wir schrieben natürlich einige Postkarten, worunter eine an Pastor Hoffmann, dessen Geburtstag in den Tagen war. (Die Karte hat er noch bekommen; zwei Monate darauf, kurz nachdem wir zurückgekehrt waren, ist er gestorben.)

Vom Turmstübchen aus musste man nun auf das letzte Ende klettern, dann kam man auf eine Plattform und sah die Stadt und Umgebung tief unter sich liegen. Holland, weiß beschneit wie es war, sah von hier oben aus wie ein mit Linien und Klecksen bedecktes Stück Papier. Man sieht ein großes Stück davon, da es so flach ist. Utrecht mit seinen schneebedeckten Dächern machte sich reizend. Darauf kletterten wir den Turm wieder hinunter, was erheblich schneller ging als hinauf. Und da es mittlerweile ein Uhr geworden war, so schlugen wir nun den Weg zu Herwerdens Wohnung ein. Die Kinder schneeballten sich auf der Straße, sie sahen alle frisch, blond und pausbackig aus, so wie man sich holländische Kinder denkt. Mitunter bekamen

wir auch einen Schneeball zugefeuert, was wir uns lachend gefallen ließen.

Bei Herwerdens wieder angelangt, war der Kamin zunächst der größte Anziehungspunkt für unsere einigermaßen durchfrorenen Gliedmaßen. Das Wohnzimmer war mit einer Art gemütlicher Unordnung eingerichtet, besonders gab es viele Bilder und Photographien darin, besonders letztere standen in Menge überall, wo etwas stehen konnte, herum. Frau van Herwerden empfing uns sehr freundlich, sie sagte, nach Tische müssten wir uns erst etwas ausruhen, und für nachher habe ihr Mann einen Wagen bestellt, mit dem wir ein bisschen durch die Stadt kutschieren wollten, um sie kennenzulernen. In einem Tage kann man ja nicht viel sehen, aber dank dieser freundlichen Fürsorge unsrer Wirte haben wir doch so viel von Utrecht zu sehen bekommen, dass wir einen ganz guten Eindruck davon haben.

Nach dem Lunch, welches aus Cacao, Fischmayonnaise in Muscheln, Brot, Rauchfleisch, holländischem Käse und anderen Herrlichkeiten bestand, teilten wir uns so, dass Editha mit Fräulein Lotte ins Museum ging, während Herwerdens, Vater und ich in den bereitstehenden Wagen stiegen und unsere Rundfahrt durch die Stadt antraten. Es war wirklich wunderhübsch. Utrecht hat viele nette Anlagen und Alleen mit schönen Bäumen und macht überhaupt einen sehr freundlichen Eindruck. Von den Gebäuden, an denen wir vorüberfahren, interessierte mich besonders das Diakonissenhaus, in welchem eine deutsche Johanniterin die Oberin ist. Die hiesigen Schwestern haben aber eine merkwürdige Tracht, sie tragen Capothüte mit langen scharzen Schleiern, so dass sie beinahe wie Witwen aussehen.

Editha hatte unterdessen im Museum alles mögliche Interessante gesehen, unter anderem war da besonders eine Puppenstube gewesen, eine vollständig eingerichtete holländische Wohnung im kleinen, welche man vorzeiten für Peter den Großen kunstvoll angefertigt hatte. Dieser hatte das Kunstwerk aber doch nicht gekauft, da es ihm zu teuer gewesen war, und so war es in das Museum gekommen. Nach unserer Spazierfahrt wollte ich eigentlich mit Fräulein Lotte und Editha noch in die Kunstausstellung, war aber zu müde und drehte daher auf halbem Wege wieder um. Ich dachte, ich wüsste den Weg ganz genau, und die Straße fand ich auch leicht genug wieder, aber das Haus! Alle Häuser von Park Straat sahen sich leider zum Verwechseln ähnlich. Todmüde, obwohl innerlich lachend über diese komische Situation, lief ich wohl dreimal die



Straße auf und ab, bis ich schließlich zwei Damen fragte, die mich zurechtwiesen und mir die richtige Tür zeigten.

Zu fünf Uhr hatte uns Fräulein Marianne feierlich zu einem gemütlichen Teestündchen in ihr Studierzimmer eingeladen. Da saßen wir dann sehr behaglich zusammen, das Zimmerchen, obwohl schrecklich klein, oder gerade weil es klein war, war allerliebste und sah eigentlich gar nicht wie ein gelehrtes Studierzimmer aus. Wir plauderten von allem möglichen, besonders von unseren beiderseitigen Herrschern, und sie erzählten viel von ihrer geliebten jungen Königin Wilhelmine, von der sie auch ein sehr hübsches Bild da hängen hatten. Fräulein Lotte zeichnet und malt übrigens sehr viel; sie zeigte uns auf unser Bitten ihre Zeichnungen, die wirklich zum Teil ganz wunderhübsch waren, eigenartig und in der Ausführung etwas an Thoma erinnernd. Sie muss sehr talentvoll sein. Weil Editha darum bat, schenkte sie ihr sogar eine, eine Iris, die wir vorsichtig mitnehmen wollten.

Dann kam das Dinner. Die holländische Sprache ist doch eigentlich komisch. Zum Beispiel musste Lotte immer „bellen“, was soviel als klingeln heißt, wenn das Mädchen auftragen sollte. Der Holländer nennt seinen Wagen auch nicht „Kahr“, sondern „Reit“teug, seine Kaufläden und Geschäfte nennt er sehr großartig: „Winkel“, und wenn er entzückt ist, so ist er gleich „verrückt“. Nach dem Dinner kam noch ein behagliches Plauderstündchen, und dann

brachte uns Frau van Herwerden selbst per Pferdebahn ins Hotel zurück. Die gute Dame, da es schon spät war, lief selbst noch in einen gegenüberliegenden Laden und holte für Editha eine Flasche Fixativ nebst Spritzapparat, welches diese gern für Fräulein Lottes Zeichnung, sowohl als für ihre eigenen späteren, haben wollte. Wir nahmen natürlich dankbar gerührt Abschied, wie wir auch schon vorher von den anderen Mitgliedern dieser liebenswürdigen Familie getan hatten, und stürzten dann herauf in unsere Zimmer, schnürten in fliegender Hast unsere Koffer zu, bezahlten eiligst die Rechnung und die trinkgeldhungrigen Kellner, und kamen dann grade noch zu rechter Zeit in den Hotelwagen, der uns bald an die Bahn brachte. Nun war es völlig dunkel, und kalt außerdem. Wir reisten weiter.

Hook van Holland

Elf Uhr abends langten wir an, müde und erwartungsvoll zugleich. Dicht vor uns sahen wir bereits das riesige Schiff vor Anker liegen, allerdings nur sehr undeutlich im Dunkel der Nacht. Unsichere Lichter schimmerten von der anderen Seite des Hafens zu uns herüber. Wir stiegen aus; hu, die Kälte! Jeder beschäftigte sich mit seinem Gepäck und dann steuerten wir über den nassen Damm, mit uns die übrigen Reisenden; all zu viele waren es nicht. Auf dem Schiff angelangt, sofort hinunter, um uns Kojen zu verschaffen. Eine mürrische Stewardess wies uns eins dieser winzigen Stübchen mit zwei Betten und einer Chaiselongue an, – leider war kein Fenster da, – und dann wanderten wir in den Salon, denn wir hatten Hunger.

Da setzte sich der Raddampfer auch schon in Bewegung, jetzt wurde es uns einmal wieder klar: Es geht wirklich nach England. Man ist Mensch des Augenblicks. Über jenem erhebenden Bewusstsein vergaßen wir durchaus nicht, uns das bisschen Schinken und Roastbeef schmecken zu lassen; allerdings war der Genuss mit fünf Schilling etwas teuer erkaufte. Voll Interesse sah ich mir meine Umgebung an, während Nena, durch ihre Reise nach Kopenhagen in all' dergleichen schon eingeweiht, nur den einen Wunsch verspürte, sich schlafen zu legen. Vorher versäumte sie nicht, Herrn Dankerts Pulver einzunehmen, wartete aber trotzdem geduldig auf die Seekrankheit. Die anderen Passagiere, meist Engländerinnen mit verschlafenen Gesichtern und langen Locken, zogen sich ebenfalls zurück, nur Vater und ich spazierten mutig auf Deck.

Der Vollmond schien in seiner ganzen Schönheit am Nachthimmel, von zitternder Spiegelung im Meer aber, die ich mir so zauberhaft gedacht, war nichts zu erblicken. Es war so eisig kalt, dass alles heraufspritzende Wasser sofort gefror, was das Gehen sehr beschwerlich machte. Vater, der eigentlich nur um meinetwillen noch aufblieb und in seinem großen schwarzen Plaid wie ein Gespenst auf und niederwanderte, sehnte sich schließlich auch nach Ruhe und nahm mich mit hinunter. Es war viertel nach zwölf. Ich traf Nena auf dem Sofa liegend; sie stöhnte etwas und schalt auf das Pulver. Schnell zog ich meine Stiefel aus und kletterte in das obere Bett. Frieren tat man darin mordsmäßig, es war zu kurz, besaß so gut wie gar keine Kopfkissen und flößte einem das dringende Verlangen ein, es sobald wie möglich wieder zu verlassen. Bis um zwei Uhr kämpfte ich mich durch, dann erhob ich mich und wollte auf das Deck zurück; der Spiegel des Lesezim-

mers, durch das ich schritt, zeigte ein käsiges Antlitz und struppiges Haar. Im verlassenen Speisezimmer herrschte entsetzliche Luft; einsame Journale lagen auf den Tischen umher. Die mürrische Stewardess war verschwunden. Doch ach, als ich die Tür, die hinaus führte, öffnen wollte, stemmte sich der Wind dermaßen dagegen, dass ich mit aller meiner Kraft nur einen kleinen Spalt frei machen konnte, durch den ich Himmel und Meer zu einem schimmernden Grau vereint sah. Es war unmöglich, die Augen länger als eine Sekunde aufzuhalten, und ich musste wohl oder übel zu meinem Bett zurückkehren. Diesmal kam dann auch der Schlaf.

Um fünf Uhr weckte die Stewardess überall herum. Wir machten schleunigst Toilette, das Plaidpaket wurde zusammengeschnürt, dann hinauf. Unterwegs stießen wir auf die Stewardess, deren merkwürdig freundliches Gesicht wir nicht eher erklären konnten, als bis wir die ebenfalls reisefertigen Engländerinnen ihr beim Vorbeigehen ein Trinkgeld in die Hand drücken sahen. Wir folgten diesem Beispiel und machten uns dann auf die Suche nach unserem Vater. Er war schon oben und versuchte, die englische Küste zu erspähen, wobei wir ihm eifrig halfen. Richtig, da erschienen auch schon im Nebel die Dächer und der Kirchturm von Parkstone. Voll Entzücken konnten wir immer mehr unterscheiden, da – fing es urplötzlich an zu schneien und zwar so heftig, dass die ganze Gesellschaft unter Dach und Fach getrieben wurde. Die Engländerinnen räsonnierten und betrachteten uns zwischendurch mit halbgeschlossenen Augen. Der ganze Knäuel stand dicht gedrängt hinter der Tür und wartete auf den entscheidenden Punkt, um sich dann hinausstürzen zu können. Der Punkt kam; das Tau wurde auf den Peer geworfen und langsam zog man das Schiff dicht heran an den Damm. Man gab seinen Zettel ab, drängte sich über das Brückchen und Nena und ich betraten mit vollem Bewusstsein den englischen Boden. Aber nun hieß es Augen und Ohren offen zu halten. Zuerst ins Zollgebäude. Eine riesige schwarze Halle mit rohen Bänken, auf die die Koffer und Körbe geworfen werden. Die Behandlung ist anständiger als die Behausung. Nur einer unserer Koffer wird geöffnet und durchwühlt, die anderen passieren. Sehr befriedigt schleppen wir unsere Siebensachen in den Wartesaal, wärmen uns am Kamin, trinken Kaffee, skizzieren und harren der Dinge, die da kommen sollen. In Folge dieses Harrens versäumen wir einen Zug nach Cambridge und füllen die Zeit, bis der nächste kommt, mit einem Spaziergang aus. Muscheln werden gesucht, was Kindheits Erinnerungen weckt, Seeleute werden angedet, verstehen nicht und werden nicht ver-

standen. Endlich ist es Zeit, sich parat zu machen. Wir finden ein sehr nettes Coupé dritter Klasse mit Gemädegalerie und Landkarte und fahren seelenvergnügt unter erneutem Schneegestöber unserer ersten Station entgegen.

Cambridge

Wir kamen nun also zur zweitgrößten Universität Englands, und spähten aus dem Fenster, als wir der Stadt näher kamen, um zu sehen „what Cambridge was like“. Es war indes vorläufig absolut nichts besonderes zu sehen. Flache Felder rings herum, etwas Grün und Häuser. Beinahe waren wir etwas enttäuscht. Der Zug fuhr in die Station ein, und sogleich eilte ein Herr auf unser Coupé zu, der sich als Mr. Harris entpuppte. Nach seiner Photographie hatten wir ihn uns zwar größer und stattlicher vorgestellt; er war ein kleines schlankes Männchen, mit einer großen Haartolle und freundlichen, lustigen Augen. Wie ein Quäker sah er eigentlich nicht aus.

Nachdem er uns in sehr drolligem deutsch willkommen geheißen hatte, stiegen wir in eine klapprige Droschke, von der Mr. Harris erklärte, dass sie aus dem Mittelalter stamme, und langten nach einer nicht sehr langen Fahrt in Park Terrace an; so hieß die Straße in der Harris's wohnten. Die klapprige Droschke hielt vor Nr. 5. Ein nettes kleines Haus mit einem Gärtchen davor, in der geöffneten Hausthür stand eine hohe, schlanke Dame im grauen Kleid, das war Mrs. Harris. Uns armen, schüchternen deutschen Mädchen klopfte doch das Herz etwas. Wir krabbelten aus unserm Kasten, Mrs. Harris drückte uns jedem freundlich die Hand und nannte uns „my dears“. Dann wurden wir in den Drawing Room geführt, in welchem sich noch Mrs. Harris Schwester Mrs. N., befand. Ein helles Feuer brannte im Kamin, sehr angenehm für uns durchfrorenen Reisende, wenn nur nicht diese englischen Kamine die Eigenschaft hätten, einen von außen zu rösten, bis man wie ein gesottener Krebs aussieht, ohne damit zugleich innere Wärme mitzuteilen. Wir haben uns auch mit den offenen Kaminen nie befreunden können, auf unserer ganzen Reise. Die Engländer versicherten hingegen, sie fänden deutsche Öfen eine grässliche Einrichtung und begriffen nicht, wie wir dabei existieren könnten. Es liebt's eben jeder wie er's gewohnt ist.

Lange saßen wir nicht im Drawing Room (Mrs. Harris hatte sich üblicherweise nach unserer Reise und dergleichen erkundigt) als der Gong das Zeichen zum

Mittagessen gab. Harris's aßen nämlich um halb zwei Mittag, wie wir daheim. Wir spazierten also eine Etage tiefer ins Esszimmer. Der Tisch war sehr niedlich gedeckt und mit frischen Blumen und Topfgewächsen dekoriert, wie das in England einmal dazugehört. Da fast jede Familie ein eigenes Gewächshaus hat, so können sie sich das leisten. Auf Ditas Teller lag etwas, was wie eine Einladungskarte aussah. Es war auch eine, und zwar von Mrs. Lewis und Mrs. Gibson zu einer Abendgesellschaft am Dienstag in nächster Woche. Dies war, für uns Töchter wenigstens, eine große Ehre, mein erstes Gefühl war aber eher ein Schreck, denn vor englischen Dinner-Parties hatte ich ein unbestimmtes Grauen. Die Einladungskarte hoben wir uns natürlich auf, und noch jetzt liegt sie, die sich inzwischen in ein fleckiges, zerknittertes Stück Kartonpapier verwandelt hat, treulich bewahrt in meiner Briefftasche. Mrs. Harris kündigte uns für den folgenden Tag die berühmten Damen an. In England ist es nämlich Sitte, dass die Einladenden zuerst Besuch machen, wenigstens bei auswärtigen Gästen. Der Eingeladene erwidert dann den Besuch nach der Gesellschaft.

Da Vater eigentlich vorhatte, den nächsten Tag nach London zu fahren, so glaubte er, wegen Mrs. Lewis die Fahrt lieber verschieben zu müssen. Als Mrs. Harris, die etwas schwerhörig war, unsere Diskussion über diese Angelegenheit verstanden hatte, lächelte sie und meinte, das wäre nicht nötig und seine Anwesenheit nicht absolut erforderlich, denn die Visite gelte nur uns, seinen Töchtern. Wie knickend für den armen Vater! Wenn er auch stets scherzend behauptet hatte, er sei auf dieser Reise vollständig Nebensache und gäbe nur den Führer für seine Töchter ab, so hatte er sich doch wahrscheinlich im Stillen, und mit einigem Recht, für die Hauptperson gehalten, und im ersten Moment sah er, glaube ich, merklich verblüfft aus.

Mr. Harris machte bei Tisch ein Späßchen nach dem andern, um uns etwas aufzumuntern. Aber wir waren schrecklich müde nach unserer auf dem Meere zugebrachten Nacht. Als wir daher nach dem Essen wieder in den Drawing Room zurückkehrten und Mrs. Harris mich mit mütterlicher Fürsorge drängte, auf einem indischen Divan mich hinzulegen, leistete ich nach einigem Widerstreben Folge und schlief bald so fest, als ob ich daheim in meinem Bett läge und England, Cambridge und Familie Harris für mich nicht existierten.

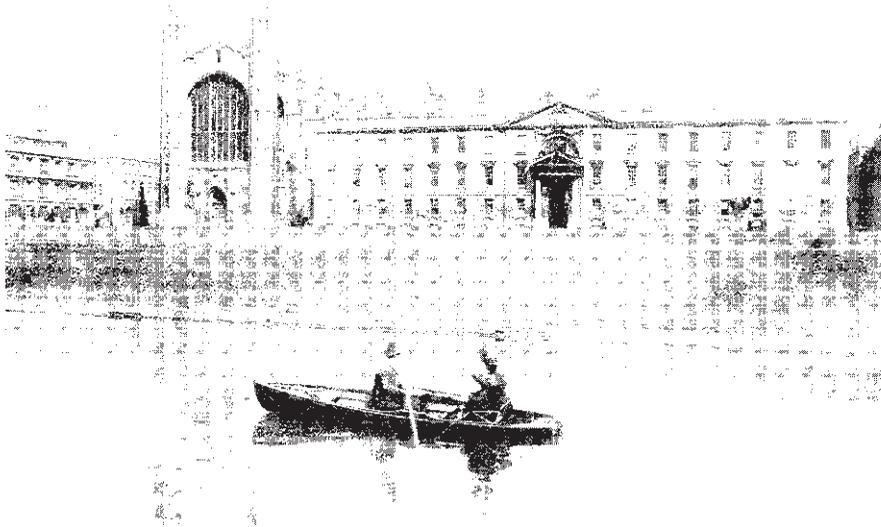
Als ich wieder aufwachte, war es mir erst ganz merkwürdig, wo ich war. Der helle Feuerschein des Kamins fiel gerade auf mein Gesicht; neben dem Kamin saß Mrs. Harris lesend in einem Lehnstuhl,

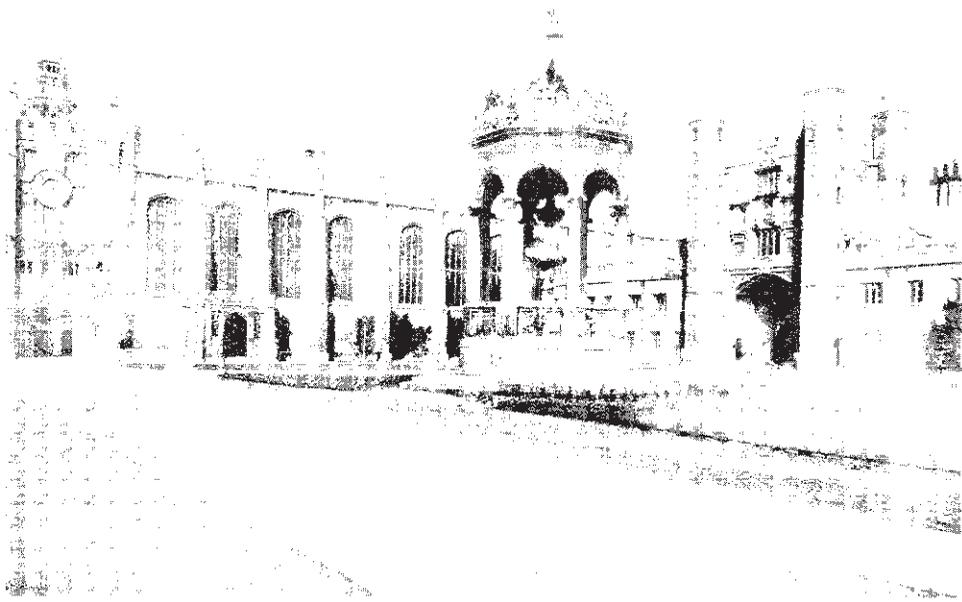
mir den Rücken zukehrend saß ihre Schwester, deren Familiennamen ich vergessen habe und von der ich nur noch weiß, dass sie Anne-Mary hieß; etwas weiter am Fenster Dita, ebenfalls mit einem Buch. Ich schämte mich entsetzlich, dass ich eingeschlafen war, und entschuldigte mich nach Kräften, aber Mrs. Harris mit ihrem gütigen Lächeln sagte, es sei nur gut, wenn ich mich von den Anstrengungen der Reise etwas erholt hätte, und wir wollten nun Kaffee trinken.

„Alice“ erschien, in der sauberen Tracht der englischen Dienstmädchen, mit großer weißer Schürze und einem weißen Häubchen mit hinten herabfallenden langen Bändern; – Alice also erschien mit dem Spirituskocher und Teetassen und dem üblichen Tea-Basket, und nach einer kurzen Weile erschienen auch die Herren. Vater logierte im Clare College, und ich glaube, seine Sachen waren unterdessen dorthin gebracht worden. Nun wurde es sehr gemütlich, ein alter Herr kam auch noch zu Besuch, ein Bekannter von Harris, und man plauderte sehr angeregt. Um fünf Uhr war Nachmittagsgottesdienst in King's College Chapel, und da der Chorgesang dort immer besonders schön zu sein pflegt, so forderte uns Mr. Harris auf, mit ihm hinzugehen und das Anthem zu hören, welches heute gerade die Arie „Siehe eine Jungfrau“ aus dem Messias war. Natürlich hatten wir große Lust, trotzdem es ziemlich kalt war, aber an das Wetter darf man sich auf Reisen nicht allzuviel kehren.

Von King's College Chapel waren wir ganz entzückt. Der ganze Stil dieser Kirche ist so einfach und erhaben, welcher Eindruck vielleicht besonders durch die riesengroßen bunten Fenster hervorgerufen wird. Sie liegt an der eine Seite des großen Innenhofs vom King's College. Alle Colleges sind ja so gebaut, dass die Gebäude im Viereck einen breiten Platz, meist mit Rasenflächen ausgefüllt, umgeben, diesen Platz nennt man Quadrangle. King's College war das erste englische Universitätsgebäude, welches wir sahen, und in der Tat geeignet, einen nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen.

Wir gingen nicht in die eigentliche Hauptkapelle hinein, wo der Gottesdienst gehalten wurde, sondern in die sogenannte Antechapel, d.h. den Teil hinter der Orgel. Die Kirche wird nämlich durch die Orgel in zwei Teile geteilt, unter derselben durch führt eine Tür in die Hauptkapelle, das Chor. Bei den Nachmittagsgottesdiensten kommt eine kleine Anzahl Leute und setzt sich in die Antechapel, um nur den Gesang zu hören, ohne deshalb den ganzen Service mitmachen zu müssen. Es klang





auch wunderbar feierlich und schön, als die vollen Töne der Orgel und die Stimmen der unsichtbaren Sänger durch die halbdunkle Kirche zu uns herniederschwebten. Noch dazu waren es die Töne eines deutschen Meisters, die uns an diesem ersten Tage auf englischem Boden in dem englischen Gottes-
haus begrüßten!

Nach dem Anthem verließen wir die Kirche und gingen nach der Wohnung zurück. Wir machten aber diesmal den Umweg durch die Parks hinter King's College. Wir überschritten eine kleine Brücke und befanden uns in einer wundervollen Allee, grade vor uns leuchtete der wundervollste Sonnenuntergang durch die blätterlosen Zweige der Bäume. Rechts und links bildeten die ausgedehnten Lawns jetzt breite, weiße Schneeflächen. Es war eine richtige Winterlandschaft, schön, kalt und still, nur hoch oben in den Baumkronen, wo zahlreiche Krähenester saßen, hörte man das misstönende Geschrei dieser Vögel.

Wieder im Hause angelangt, empfing uns ein warmes Abendbrot mit einer riesigen Tasse Cacao, die uns sehr wohltat. Dann ging es wieder in den Drawing Room. Mr. Harris holte ein Tischchen und ein HalmSpiel herbei und schlug vor, eine Partie zu vierten zu spielen. Müde wie wir waren, ziemlich ungeübt in diesem edlen Spiel außerdem, sollten wir nun noch Halma auf englisch spielen! Es wurde auch ziemlicher Kohl, aber Professor Harris und seine Schwägerin, besonders die letztere, waren mit einem Eifer dabei, der uns wach erhielt und sogar zu unerhörten Anstrengungen aufstachelte. Trotzdem verloren wir beide natürlich glänzend.

Mrs. Harris spielte nicht, und Vater las irische Anekdoten, über die er hin und wieder herzlich lachen musste. Diese plötzlichen und unerwarteten Heiterkeitsausbrüche unseres „natürlichen Beschützers im fremden Land“ störten uns insofern, als sie uns stets dazu veranlassten zu fragen, worüber er denn lache, und so unsere ohnehin so nötige Aufmerksamkeit beim Spiel noch mehr abzog. Endlich aber wurde Vater müde und erklärte, nach Clare College gehen zu wollen. Unser Spiel war auch beendet, und so sagten wir einander gute Nacht, und Editha und ich gingen dann auch zu Bett. Unser Zimmer lag eine Treppe höher, wir schwankten hinauf, packten nur das notwendigste aus unseren Koffern aus und versanken dann in die weichen Kissen des riesigen Bettes, das für uns beide genügend Platz bot und in welchem wir bald bombenfest schliefen.

Am nächsten Morgen erwachten wir also in England. Unser Zimmer muss ich wirklich noch etwas näher beschreiben. Den Hauptbestandteil desselben bildete das riesige Bett., unter welchem Ali und die vierzig Räuber bequem Platz gehabt hätten, denn nicht nur war es ziemlich hoch von der Erde ab; sondern es hatte sogar noch eine Art Etage (unter der Matratze), so dass man zwei Lagen Diebe hübsch neben- und übereinanderpacken könnte. Da wir in diesem Riesenbett nur eine gemeinschaftliche Decke haben, so kam es in der Nacht öfters zu kleinen Scharmützeln, wobei der dem Menschen innewohnende Egoismus klar zu Tage trat. Die englischen Betten haben den Nachteil für unsereinen, dass man nichts als eine dünne Filzdecke über sich hat, was in kalten Nächten nicht sehr angenehm ist.

Gegenüber dem Fußende des Bettes befand sich der kleine Kamin, der mit Lava geheizt und durch Drehen an einem Gashahn zum Glühen gebracht wurde. Er sah so niedlich aus, und wurde auch eigentlich rasch warm. Auf dem Kamin standen einige Bilder und Sprüche, ein geschriebener Spruch hing an der Wand, er lautete so:

*Sleep sweetly
Sleep sweetly in this quiet room,
O thou whoever thou art,
And let no mournful yesterday
Disturb thy peaceful heart!*

*Sleep, let no sorrow scare thy rest
With dreams of coming ill;
Thy Maker is thy changeless friend,
His love surrounds thee still.*

*Forget thyself and all the world,
Put out each glaring light;
The stars are watching over thee, –
Sleep sweetly then! – Good night!*

Wir fanden das Gedicht so hübsch, dass wir es uns abschrieben. Es gibt auch ganz den friedlichen Eindruck unseres Schlafgemaches wieder. Außerdem hatten wir natürlich jede unseren Waschtisch, sowie die übliche Badewanne, ohne welche man in England nicht existieren zu können scheint, einen Kleiderschrank mit Spiegeltür, eine Chaiselongue, die uns aber nur als Aufbewahrungsort von Hüten, Jacken und dergleichen diente, Stühle, und einen kleinen Tisch. Wenn wir Briefe schreiben wollten, rückten wir uns letzteren, der gewöhnlich am Fenster stand, dicht an den Kamin, damit unsere Finger nicht klamm wurden vor Kälte, und dann suchten wir, so gut es ging, unsere Schreibmaterialien auf dem kleinen Raum unterzubringen,

immer in Todesangst, die Tinte möchte umfallen und grässliche Verheerungen anrichten. Wie überhaupt all die Gegenstände in dem kleinen Zimmer Platz hatten, war eigentlich ein Wunder, aber darin scheinen die Engländer eine gewisse Fertigkeit zu besitzen. In Mrs. Harris Drawing Room standen nicht weniger als zwölf gänzlich verschiedene Stühle, zwei Sofas, ein Divan und eine Anzahl Tischchen in malerischer Unordnung durcheinander. Man kann nicht leugnen, dass es sehr gemütlich aussah, besonders das große Fell vor dem Kamin. Die Fenster haben breite Glasscheiben und sind meistens zum in-die-Höhe-schieben, nicht zum Aufklappen wie bei uns.

An diesem ersten Morgen nun klopfte uns das Mädchen um sieben Uhr aus süßen Träumen auf. Wir wimmerten erst ein bisschen über die Kälte und sahen mit Entsetzen wirkliche, leibhaftige Eiszapfen oben an der Innenseite des Fensters! Zum Glück war für warmes Waschwasser gesorgt. Draußen auf dem Korridor stand eine ganze Reihe niedlicher Gießkannen in abgestufter Größe, in welchen das warme Wasser in die verschiedenen Zimmer gebracht wurde. Um halb neun erschienen wir unten im Esszimmer zum Frühstück, Vater war auch schon da.

Mit einem freundlichen: „Good morning, dears! Did you sleep well?“ von Mr. Harris und seiner Frau wurden wir empfangen. Zum Frühstück gab es eine Menge zu essen, zuerst bekam jeder ein Schüsselchen Porridge, d.i. Haferbrei, mit süßer Milch, kalter Sahne und Zucker. Dann gab es Brot, Toast, Eier, gebratenen Speck, kalte Pastete, Butter, Marmelade und „Jam“, eine Substanz, die etwa mit unserem Eingemachten verglichen werden könnte, aber auch nicht ganz dasselbe ist. Dazu trank man Kaffee. Mrs. Harris hatte nach der Sitte der englischen Hausfrauen alle Tassen (wahre Riesentassen übrigens) vor sich aufgestellt und machte jedem einzelnen die seinige nach Wunsch zurecht. Auf den gebratenen Speck hatte uns Vater schon vorbereitet. Der Geruch desselben macht mich bei uns daheim schon auf einige Distanz hin völlig satt; so konnte ich mich auch jetzt noch nicht entschließen, davon zu essen, besonders so früh am Tage! Im Verlauf der sechs Wochen, die wir in England zubrachten, habe ich's aber so schön gelernt, dass ich mich selbst wunderte. Der Mensch gewöhnt sich an alles.

An das Frühstück schloss sich eine kleine Morgenandacht, zu welcher die beiden Mädchen gerufen wurden. Mr. Harris verteilte eine Anzahl kleiner Hymnenbücher unter uns und wir sangen eine Hymne. Darauf las er einen Abschnitt aus der Bibel,

und dann knieten wir alle nieder zum Vaterunser. Vater sagte uns darauf lebewohl, da er ja nach London wollte. Dr. Kenyon reiste nach einer Woche von London fort, so dass Vater ihn nicht mehr antreffen würde, wenn wir am Ende unserer Reise dorthin kämen, und doch war seine Gegenwart für einige von Vaters Studien im britischen Museum durchaus notwendig. Mr. Harris sagte zwar: „Lieber Doktor (sie nannten Vater immer nur „Doktor“), Sie laufen einigermaßen Gefahr, erdrückt zu werden, denn heute ist gerade der Tag, wo das Boat-Race zwischen den Studenten von Oxford und Cambridge stattfindet.“ Aber Vater meinte, in die Gegend der Themse käme er ja nicht und wenn er nur einen frühen Zug nähme, so würde er wohl heil hinkommen.

Der Menschenandrang an den Ufern der Themse bei einem solchen Boat-Race soll allerdings furchtbar sein. Man begreift eigentlich nicht, womit die Leute ihre Zeit und ihren Geist ausfüllen. Da stehen sie nun zu tausenden und quetschen und drängen und stoßen sich, und alles, um zwei winzige Boote mit zwei sich abquälenden Menschen darin einen Augenblick an sich vorüberschießen zu lassen! Aber in Oxford und Cambridge herrscht an diesem Tage immer eine große Aufregung. Oxford hat als Farbe dunkelblau und Cambridge hellblau. Mr. Harris schenkte uns jeder ein Vergissmeinnichtsträußchen, und als gar die Nachricht kam, Cambridge habe gewonnen, – zum ersten Mal wieder nach langer Zeit – trugen wir voll Stolz die hellblauen Farben. Unsere neuen Stehkragen waren beim Einkauf mit hellblauen Schleifchen zusammengebunden gewesen, die konnte man nun herrlich benutzen.

Mrs. Harris's Schwester reiste mit demselben Zuge wie Vater ab. Ehe sie fortging, führte sie uns noch an den Bücherschrank und zeigte uns einige Bücher von Mr. Harris, die sie uns dringend anempfahl; „wir könnten gar nichts besseres lesen,“ sagte sie. Mrs. Harris brachte sie zur Bahn, und zwar fuhr sie auf dem Dreirad hin, „ihrem Pferd“, wie sie es nannte. Man sieht, in England ist, selbst in den streng christlichen Kreisen, zu denen doch Harris's gehörten, nichts von dem frommen Schauer vor Fahrrädern, den man in Deutschland unter den frommen Frauen und Jungfrauen so weit verbreitet findet. Nicht dass ich etwa für's Radeln schwärmte! Wir dürfen es ja auch doch nie. Aber dieser Umstand zeigt nur, wie verschieden man in den verschiedenen Ländern über ganz dieselben Dinge denken kann.

Editha und ich gingen nun hernach in unser Zimmerchen, um Briefe zu schreiben. Wir steckten mit kindlichem Vergnügen unsern Kamin in der

oben beschriebenen Weise an und plazierten uns dann mit einiger Mühe davor. Nach einiger Zeit klopfte es und Mrs. Harris fragte an, ob wir mit ihrem Mann nach der Universitätsbibliothek gehen wollten. Natürlich waren wir bereit; wir fuhren in unsere Stiefel, der letzte Schuhknöpfer – zwei waren bereits verloren – tat seine Dienste, und wir eilten herunter, wo Mr. Harris uns bereits auf dem Korridor erwartete.

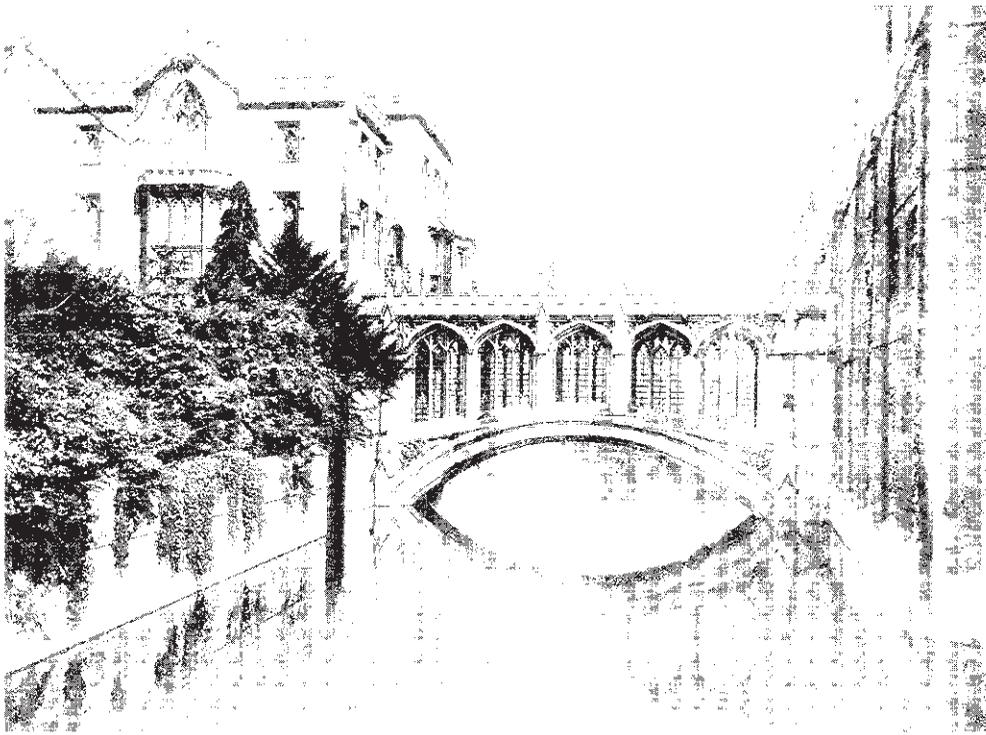
Als wir aus der Haustür traten, spürten wir zu unserer Freude, dass das Wetter wärmer wurde. In den Straßen begegneten uns viele mit den bewussten hellblauen Schleifchen. Cambridge ist keine große Stadt, aber es macht einen netten, feinen Eindruck. Leider war die Bibliothek geschlossen, dafür führte uns Mr. Harris nun nach Clare College, auf welches er, da es das seinige war, sehr stolz zu sein schien. Von außen sehen die Gebäude einfach und solide aus, nicht ganz so schlossähnlich wie die von King's Trinity oder St. John's. In der Bibliothek von Clare College hatte Mr. Harris einiges zu tun; wir besahen uns unterdessen die Seltenheiten: mehrere alte, schöne Gebetbücher, die erste Indianerbibel, und anderes. Auch die Bücher von Mr. und Mrs. Harris sind hier auf den Regalen mit eingestellt.

Mr. Harris ging nun noch mit uns nach Trinity College, welches das allergrößte von Cambridge ist. Es hat drei Quadrangles; also Innenhöfe, auf dem einen derselben befindet sich ein wunderhübscher Springbrunnen, auch das alte Eingangstor ist sehr schön. Wir hatten indes nur Zeit, die Kapelle zu besehen, die von innen außerordentlich reich und schön ausgestattet war. In der Antichapel befanden sich Statuen von Newton, Bacon, und Macaulay. Letzterer gefiel uns besonders, er hatte einen großen, gedankenreichen Kopf, mit Augen, die im Leben gewiss nur mit „gewaltig“ bezeichnet werden konnten, und saß in sehr natürlicher Stellung, mit untergeschlagenen Beinen da. Über dem Altar der Hauptkapelle prahlte ein reich vergoldeter Baldachin. Die Fenster stellten in einer Reihe von Figuren die Geschichte des Christentums dar. Mr. Harris hatte nun noch einiges zu tun und fragte, ob wir wohl den Weg nach Haus allein fänden. Wir versicherten ihm, wir könnten das ganz gut, denn es machte uns ja großes Vergnügen, so allein durch eine fremde Stadt zu bummeln. Leider war der Weg nur kurz.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Von den englischen Sonntagen hört man so viel Unangenehmes, dass wir dem mit leiser Befürchtung entgegen sahen. Gefasst auf alles begaben wir uns am Morgen in den Dining Room. Beim Kaffee kam das Gespräch

auf Mrs. Lewis. (Ich habe das übrigens verwechselt, Mrs. Lewis hatte ihre Visite erst auf den nächsten Tag, Montag, angesagt, zu welchem Vater wieder nach London musste.) Mr. Harris hatte uns schon früher die Lebensgeschichte der beiden Schwestern, Mrs. Lewis und Mrs. Gibson, erzählt, wonach dieselbe sehr merkwürdig ist. Sie waren Zwillinge, Töchter eines Kaufmanns in Schottland. In seinem Testament machte der Vater die Bestimmung, dass sein großes Vermögen ihnen nur dann zufallen sollte, wenn sie zusammen blieben. Sobald sie sich trennten, verloren sie einen Teil. Das war eine etwas unbequeme Klausel, aber das Glück war ihnen günstig. Erst heiratete die eine Schwester Mr. Gibson, und die andere Schwester zog zu dem Ehepaar ins Haus und lebte bei ihnen. Dann starb Mr. Gibson, – die beiden wohnten wieder allein zusammen. Einige Zeit darauf lernte die unverheiratete Schwester, Agnes, den Bibliothekar Lewis kennen. Sie korrigierte ihn bei irgendeiner Gelegenheit im Griechischen; dies imponierte ihm so, dass er sie heiratete. Es wurde eine glückliche Ehe, Mrs. Gibson zog natürlich wieder zu ihnen, und das Vermögen blieb erhalten. Jetzt ist auch Mr. Lewis gestorben; die beiden Schwestern bewohnen nun ein schönes Haus, leben ganz ihrer Wissenschaft und tun mit ihrem Reichtum sehr viel Gutes. Seitdem Mrs. Lewis „die größte biblische Entdeckung des Jahrhunderts“ gemacht, d.h. die Handschrift der Evangelien auf dem Sinai gefunden hat, hat sie einen Namen in der Gelehrtenwelt. In Cambridge lassen sie augenblicklich ein presbyterianisches College für Studenten der Theologie erbauen, wozu sie 15 000 Pfund beigesteuert haben. Als Schotten gehören sie natürlich der presbyterianischen Kirche an.

Um elf Uhr gingen Vater mit Mrs. Harris in die Presbyterian Church, um einen besonders tüchtigen Geistlichen, Mr. Forsyth, zu hören. Wir fragten Mr. Harris, ob wir ihn wohl zu den Quäkern, oder wie sie sich lieber nennen, „Freunden“, begleiten dürften, was er gern und mit augenscheinlicher Freude erlaubte. Das Wetter war wärmer und infolgedessen grenzenloser Schmutz in den Straßen. Wem anders mussten wir auf unserem Weg zur Kirche begegnen, als Mrs. Lewis und Mrs. Gibson, dem bezeichneten Schwesternpaar? Sie schifften mit hochaufgeschürzten Kleidern und aufgespannten Regenschirmen auf der anderen Seite der Straße, und natürlich mussten wir hinübergehen und ihnen vorgestellt werden, trotzdem die nasse Straße eigentlich nicht der geeignete Ort dafür war. Übermäßig gelehrt sah Mrs. Lewis nicht aus, sie war wie die englischen Häuser: alles innen. Von außen sah man nur eine ziemlich korpulente, doppelt und dreifach in einen Pelz eingeschälte Dame mit roten Backen, klugen schwar-





zen Augen und einem kecken Schnurrbärtchen an der einen Seite der Oberlippe. Ihre Schwester sah ihr sehr ähnlich, hatte nur weniger frische Farben und schien etwas jünger zu sein. Beide Damen hatten die Absicht, in die presbyterianische Kirche zu gehen, so trennten wir uns nach einigen gewechselten Worten und setzten unseren Weg fort.

Endlich war das Meeting-House erreicht. Von innen war's ein kahler, hellgrün getünchter Saal, mit ringsherumlaufender Holzverkleidung und einfachen Holzbänken. Die Wand entlang gegenüber der Tür war eine erhöhte Sitzreihe, von welcher aus man also das Auditorium ansah; diese war für die „speakers“, d.h. diejenigen Gemeindeglieder bestimmt, welche der Heilige Geist vorzugsweise zum Reden begeisterte. Hier nahm auch Professor Harris Platz, wir beide setzten uns auf eine Bank und hatten nun in gebührender Andacht der Dinge zu warten, die da kommen sollten. Der Saal füllte sich allmählich mehr und mehr mit Menschen, obwohl wegen der Ferien noch viel Raum blieb. Aber kein Gesang, kein Orgelspiel verkündete den Anfang des Gottesdienstes, tiefstes Stillschweigen herrschte in der ganzen Versammlung, in welcher jeder andächtig mit sich selbst beschäftigt war. Vielleicht wurde hier die alte Redensart wahr, und es flog wirklich ein Engel durch den Saal.

Endlich, nach einer Weile, die uns da hineingeplatzten Laien entsetzlich lang drückte, erhob sich Mr. Harris, räusperte sich und hielt eine sehr hübsche Ansprache über irgend einen Psalm. Ich besinne mich nur, dass von dem Lob Gottes redete und öfters wiederholte: „The time of the singing of birds has come!“ Hierauf folgte ein Gebet, zu welchem alle niederknieten; dann wieder Mäuschenstille. Außer Mr. Harris saßen noch verschiedene Herren auf der Rednertribüne; auch eine alte Dame mit einer großen Quäkerhaube, von der ich sehr wünschte, dass der Heilige Geist sie einmal inspirieren möchte; aber sie verharrte die ganze Zeit fast unbeweglich, mit geschlossenen Augen, leicht gesenktem Kopf und im Schoß gefalteten Händen. Nachher erfuhr ich, dass dies Miss Caroline Stephen gewesen sei, Schwester des in England sehr bekannten Philosophen Leslie Stephen, eines ziemlich atheistisch angehauchten Philosophen, für dessen Bekehrung sie gewiss viel und treu betet. Es sprachen und beteten noch einige nach Mr. Harris; schließlich war der Gottesdienst aus. Die „Freunde“ begrüßten einander und schüttelten sich die Hände, dann trat man heraus; für die alte Miss Stephen wartete ein Wagen vor der Tür. Welchen Eindruck dieser Quäkergottesdienst auf uns beide gemacht

hatte, ist eigentlich schwer zu sagen, und auf Mr. Harris's diesbezügliche Frage wussten wir erst nicht recht, was wir antworten sollten. Im Grunde hatten wir wohl das Gefühl, dass ein Gottesdienst ohne Musik und Gesang in einem gänzlich schmucklosen Saal etwas öde ist, aber man weiß ja nicht, wieviel die Gewöhnung dazu beiträgt, und wenn man, wie diese Leute, einzig und allein auf die inneren Dinge Wert legte, so hätte man vielleicht auch nach irgend welchen äußeren Zutaten gar kein Bedürfnis.

Nach dem Gottesdienst gingen wir in den schönen Park und Garten von Clare College, der wirklich wundervoll angelegt und gehalten ist, der Rasen wie Samt, und die schönsten Bäume, Koniferen und Büsche, so malerisch gruppiert, dass Editha die größte Lust verspürte, einen Ausblick nach dem andern in ihr Skizzenbuch aufzunehmen. Dazu wäre es freilich wohl noch zu kalt gewesen, aber wir schlenderten behaglich durch diesen schönen Garten und hörten Mr. Harris zu, der uns von seiner Frau erzählte, von ihrem treuen und aufopfernden Wirken für die Armenier, von ihren Reisen in Amerika, wo sie vor ihrer Verheiratung viel gewesen und auch gepredigt hatte, und wir gewannen sie ja auch täglich lieber. Er bedauerte sehr, dass die Strapazen ihrer letzten Reise nach Armenien, (welche sie allerdings ganz und gar zu Pferde hatten zurücklegen müssen) Mrs. Harris so mitgenommen hätten, dass vorläufig an Reisen gar nicht mehr zu denken sei.

Vater und Mrs. Harris trafen uns am Ausgange des Gartens, und wir gingen zusammen durch den Park nach Hause. Bei Tisch erzählte uns Mrs. Harris von ihrer Reise nach Palästina. Sie machten einmal ein jüdisches Passahmahl mit. Diese Juden hatten ihre Synagoge unterirdisch, aus Furcht vor Verfolgungen. Nach dem Gottesdienst luden sie Harris's ein, das Osterlamm mit ihnen zu essen. Alles war mit weißem Leinen gedeckt; für die Gäste eine Tafel im nebenanliegenden Raume. Bevor sie anfangen zu essen, stand der Hausvater auf und zitierte Stellen aus dem Exodus, abwechselnd mit seinen Söhnen, wobei sie die Oberkörper im Rhythmus hin- und herwiegen. Vor etwa dreizehn Jahren wanderten in Jerusalem gegen dreihundert Juden aus Yemen in Arabien ein, um hier den Messias zu erwarten. Mrs. Harris kam mit einigen von ihnen ins Gespräch und sagte: „Ihr wisst doch, dass wir glauben, dass der Messias schon gekommen ist.“ „Er wird wiederkommen,“ antworteten sie. „Aber ihr wisst auch, dass er hier in Jerusalem gekreuzigt worden ist?“ „Ja,“ war die Antwort, „aber wir waren nicht da, wir waren fern in Arabien, er wird auch zu uns kommen.“ Diese Juden waren sämtlich arm und zerlumpt, als sie in Jerusalem ankamen,

und die amerikanische Mission sorgte eine Zeitlang für sie, wofür die dankbaren Leute sie in ihre Gebete einschlossen. Die Jerusalemer Bevölkerung war natürlich nicht sehr erfreut über den Zuwachs, denn viel Geld gibts da nicht. Diese Juden sollen sehr empfänglich für das Christentum sein.

Viel schwerer als die Juden sind natürlich die Mohammedaner zu bekehren. Auf dem Libanon wohnt eine Sekte, die Drusen, die ihrerseits glauben, ihre Religion sei die einzig wahre. Sie haben die Redensart: „Ein Druse kann wohl seinen Rock, aber nie seine Haut wechseln,“ d.h. er kann die Religion wohl äußerlich wechseln, wird aber stets ein Druse bleiben. Zum Widerleg hierfür erzählte Mrs. Harris, sie habe einmal in einer Versammlung vieler Frauen geredet, unter welchen auch Drusinnen, und habe von der Erlösung gesprochen. Sie bemerkte eine Frau, der die Tränen immerfort über die Wangen liefen. Nachher sprach sie mit dieser und fragte sie, ob sie eine Freundin der christlichen Religion sei. „Ich glaube an den Herrn Jesus,“ antwortete sie. „Was werden sie aber mit dir tun,“ fuhr Mrs. Harris fort, „wenn sie erfahren, dass du an Christus glaubst?“ „Sie werden mich wegwerfen,“ erwiderte die Frau mit einer bezeichnenden Handbewegung. „Aber was wirst du dann tun, du armes Ding?“ Sie breitete die Arme aus. „Dann werde ich Sein Kreuz umarmen!“

Ein anderes drusisches Mädchen war von den Eltern zu den Quäkern in die Schule geschickt worden, um zwar ja nicht das Christentum, aber die englische Sprache zu lernen. Sie aber, obwohl sie nie davon sprach, wurde christgläubig in ihrem Herzen. Als sie nun wieder nach Hause kam, hörte sie einmal, wie ihre Eltern über das Christentum spotteten. „Wenn ich den Jesus hier hätte,“ sagte der Vater, „so würde ich mit Füßen auf ihn treten!“ – „Und ich,“ sagte da die Tochter mit fester Stimme, „ich würde ihn in den Himmel erheben!“ Die Eltern schlugen und strafte sie hierauf, aber sie blieb geduldig. Als Mrs. Harris durch ihr Dorf ritt, lief sie rasch auf ihr Pferd zu. Die Eltern folgten ihr auf dem Fuße, um sie mit Schlägen zurückzutreiben. Mrs. Harris konnte ihr grade nur sagen, dass sie sie liebten und für sie beten wollten. Einige Zeit darauf gelang es dem Mädchen zu entfliehen. Jetzt ist sie Lehrerin an einer Schule.

Wenn Mrs. H. solche Geschichten erzählte, hörten wir immer mit gespannter Aufmerksamkeit zu, sie verstand so hübsch zu erzählen. Auf ihren Reisen in Armenien und Palästina hat sie auch viel Aquarell gemalt; sie zeigte uns ihre Landschaften und wir waren ganz entzückt davon. Zum Teil sind diese

Landschaften in ihren Briefen abgedruckt, aber leider nicht bunt. Gegen Abend gingen Mrs. Harris und Editha in die presbyterianische Kirche, wo sie die Schwestern Lewis und Gibson wiedersahen. Es predigte ein gewisser Mr. Douglas und ganz nett, gesungen wurde sehr viel und die Melodien der Lieder waren sehr hübsch. Nach dem Abendessen besuchten wir eine befreundete Quäkerfamilie, die jenseits des großen Lawn wohnte, der die Aussicht von unseren Fenstern bildete. Mr. Holmden hatten wir schon am Morgen im Meeting gesehen, wo er auch gesprochen hatte; Mrs. Holmden war eine dicke kleine drollige Frau, die aber sehr gutmütig aussah. Mrs. Harris behielt bei der Visite ihren Hut auf und setzte sich an den Kamin. Wir wurden gebeten, die Hüte abzusetzen, und nun sollte etwas Musik gemacht werden. Ich muss gestehen, ich war ordentlich hungrig danach; bei Harris's war ja auch kein Klavier.

Mrs. Holmden besaß ein deutsches Gesangbuch, und wahrscheinlich um uns eine Freude zu machen, schlug sie vor, „Ein feste Burg ist unser Gott“ zu singen. Ich sollte es begleiten, da ich aber mit dem Transponieren nicht gleich zustande kam, setzte sich die gute Dame selber hin und begann die Melodie äußerst gefühlvoll und in meist entsetzlich auseinandergezogenen Akkorden zu spielen. Da ich sehr erkältet war, konnte ich keinen Ton singen, Editha war auch ganz heiser, so sang Mrs. Holmden mit lauter Stimme das Lutherlied ganz allein, was einen etwas merkwürdigen Eindruck machte, aber wir konnten wirklich nichts dafür.

Die arme Dita hatte unterdessen ohne meine Ahnung harte Kämpfe zu bestehen. Mrs. Holmdens komisches Wesen reizte sie unausgesetzt zum Lachen; und als sie gar, nach einigem Sträuben zwar, aber doch mit rührender Unbefangenheit die Arie aus dem Messias: „Ich weiß, dass unser Erlöser lebt“ zum Besten gab, wobei ihre Stimme in allen Registern wild umherirrte, war es um Ditas Fassung geschehen, und auch Vater und ich mussten uns Mühe geben, keine Mine zu verziehen. Die arme Editha drehte sich herum und stierte krampfhaft ein Aquarell an, das an der Wand hing, um ihre Gefühle zu bemeistern. Wenn man recht in eine lächerliche Stimmung hineingerät, kommt einem ja schließlich alles komisch vor; ich wunderte mich daher noch oft im Verlauf des Abends, weshalb meine Schwester mich immer anstrahlte, aber erst als wir daheim in unsere Betten kletterten – unser Bett vielmehr – erzählte mir Dita, welche Qualen sie ausgestanden. Übrigens hatte uns Mrs. Harris auf dem Heimwege erzählt, Mrs. Holmden sei eine sehr gute

Frau, außerdem hervorragend klug, sie übersetze französische Bücher, und dergleichen. „Also auch diese Dame bedeutend, von der ich es am wenigsten gedacht hätte,“ schrieb Editha in ihr Tagebuch. „Ich werde immer kleiner in meinen eigenen Augen!“

Montag d. 27. März

Editha,“ sagte Mr. Harris am nächsten Morgen in seinem komischen Deutsch, „Sie haben etwas sehr Schreckliches begangen!“ Mit begreiflicher Bestürzung sah meine Schwester ihn an. „Ja ja,“ fuhr Mr. Harris völlig ernsthaft fort, „sie hat gestohlen!“ Immer entsetzter wird Ditty's Miene, Vater und ich sehen uns fassungslos an. „Sacrilege, sacrilege!“ ruft Mr. Harris mit Grabesstimme. „Sie hat gestern aus der Kirche – man denke sich – ein neues Testament und ein Hymnenbuch mitgenommen!“ Unter allgemeinem Gelächter entschuldigte sich meine Schwester, sie habe geglaubt, die Bücher gehörten Mr. Harris, und sich nichts dabei gedacht, sie nach Hause zu tragen. Die englische Sitte, gemäß welcher stets Hymn-Books und Testamente auf den Plätzen liegen, war ihr natürlich unbekannt. Aber solche kleinen Spaßchen erlaubte sich der gute Professor mit Vorliebe. Nachher sagte er zu Dita, er werde am Dienstag das Vergnügen haben, sie Mr. Douglas vorzustellen, derselbe kenne jedes einzelne Gesangbuch in seiner Kirche. Kurzum, dem armen Kinde wurde ihre Untat noch oft vorgehalten. Selbst als wir mit Mrs. Harris in einen extra bestellten Cab stiegen, um die Stadt zu besichtigen, konnte er es nicht unterlassen zu bemerken, dass wir sicherlich an allen Straßenecken große Plakate aufgeschlagen sehen würden mit der Anzeige: Eine Bibel und ein Gesangbuch gestohlen! Schließlich hatte Editha, glaube ich, wirklich das Gefühl, als habe sie etwas Entsetzliches begangen.

Die Rundfahrt durch die Stadt war wirklich wunderhübsch. Zuerst besichtigten wir das Girl's College Newnham, welches sehr hübsch im Villenviertel der Stadt liegt; ein großes schönes Gebäude, und so reizend eingerichtet, dass man beinah Lust zum Studieren bekommt. Siebzig junge Mädchen haben darin Platz, jede hat ihr eigenes Zimmerchen, die Bibliothek ist geradezu entzückend, mit Plüschmöbeln, die zum Sitzen einladen; außerdem gibt es einen extra Tanz- und Concertsaal, im Garten prachtvolle Cricketplätze, und sogar ein kleines Observatorium. Augenblicklich war das Haus völlig leer, die Schließerin, eine kleine zierliche Gestalt mit langen grauen Locken, führte uns herum und zeigte alles. Die Studenten von Cambridge sollen übrigens gar nicht sehr entzückt davon sein, dass dieses Girl's College sich so direkt vor ihren Toren angesiedelt hat. Vielleicht fürchten sie die Konkurrenz?

Das Wetter war diesen Tag entzückend. Wir fuhren nun mit dem Wagen in die Stadt zurück, kamen an

dem großen presbyterianischen Westminster College vorbei, welches Mrs. Lewis und Mrs. Gibson gegründet haben, und welches im Oktober dieses Jahres eröffnet werden wird. Beim Fitzwilliam-Museum stiegen wir aus. Das Gebäude ist ein kleines hübsches Ding, im Stil eines griechischen Tempels. Hervorragendes ist eigentlich nicht darin zu sehen, doch ist alles so hübsch aufgestellt. Interessant war besonders eine Sammlung von zyprischem Glas, die sehr selten sein soll; das Glas schillert in den schönsten Farben. Ferner der Sargdeckel Ramses II., eine Kopie des berühmten Rosetta-Steins, nach welchem man die Hieroglyphenschrift entziffert hat, usw. Im oberen Stockwerk waren Gemälde, doch ist mir auch darunter nichts besonderes erinnerlich.

Am Nachmittag dieses Tages, d.h. nach Tische, war ich damit beschäftigt, die Aussicht aus dem Fenster des Drawing Rooms zu zeichnen, und Editha schrieb Tagebuch, als ich plötzlich einen Wagen vor der Gartentür halten sah. Demselben entstiegen oder entrollten vielmehr, ganz in Pelze eingehüllt, Mrs. Lewis und Mrs. Gibson. Schnell verschwand Skizzen- und Tagebuch, und wir brachten uns einigermaßen in die Verfassung, die solch ein würdevoller Besuch erforderte. Mr. und Mrs. Harris wurden gerufen; die beiden Damen traten ein.

Mrs. Gibson setzte sich neben mich, Mrs. Lewis thronte in ihrem Pelzwerk allein in einem Sofa und sagte fast nichts als „Yes, yes.“ Ihre Schwester versuchte eine Unterhaltung mit mir anzuknüpfen, aber ich verstand kaum ein Wort, da die Schotten beim Sprechen den Mund kaum aufmachen. Nach einem letzten herzhaften Gähnen erhob sich Mrs. Lewis und brach auf. Ihre Schwester folgte, und wir blieben in ehrfurchtsvollem Schweigen stehen, bis sich die Tür hinter unserem „berühmten“ Besuch geschlossen hatte. Um übrigens einmal eine Probe von Dittys Tagebuch zu geben, muss ich wirklich diese bezügliche Stelle daraus hersetzen.

„Nach Tisch machten Mrs. Lewis und Mrs. Gibson ihren Call. Hier umgekehrte Sitte wie in Deutschland. Unsäglich würdevoll, besonders Mrs. Lewis. Wir ihr entschieden zu unwissend, manchmal vernichtende Blicke. Sie kamen per Wagen. Mrs. Lewis sprach immer mit halb geschlossenen Augen, mit gleichgültiger Miene, anscheinend unsäglich gelehrt. Sie redete nur mit Mr. Harris.

„Die young Ladies können englisch sprechen!“

„I see.“ – vernichtender Blick.

„Als sie weg war stürzte ich auf mein Skizzenbuch zu, verewigte sie. Gar nicht ähnlich. (untenstehende Skizze) – das sind Berühmtheiten!“

Hier möchte ich erstmal eine Bemerkung einschalten, ich Magdalene nämlich. Mrs. Lewis ist bei der Beschreibung etwas schlecht weggekommen. Ich glaube, dass sie uns vielmehr mit wohlwollender Nachsicht behandelte, und sie war tatsächlich eine sehr nette Dame.

Der Kürze halber Dittys Tagebuch weiter.

„After tea“ führte uns Mr. Harris herum. Grabeskirche (zugeschlossen) Trinity Library (zugeschlossen) Speisesaal, (zugeschlossen). Sehr viel gesehen.

Auf dem Rückweg kaufte ich ein Schreibheft, wollte Fixativröhre, verzweifelte Anstrengung. Als ich dem Kaufmann endlich begreiflich gemacht hatte, was ich wollte, hatte er es nicht. Mr. Harris schenkte uns Photographien. Am Morgen hatte er uns sein und Mrs. Harris's Buch geschenkt. Herrlich!

In der Straße Unglück passiert. Schweigende Menschenmassen auf irgend einen auf der Erde Liegenden starrend. Wir nichts weiter gesehen. Daheim



Vater wieder da. Am Abend Halma, Mr. Harris boshaft zu mir. Neckte mich noch immer mit den gestohlenen Gebetbüchern.“

*Dienstag d. 28. März.
Eine englische Dinner-Party.*

Das war nun unser letzter Tag in Cambridge. Wir sagten es nur mit Bedauern, als die Sonne früh so hell und freundlich in unsere Fenster schien und uns herauslockte. Die Luft war klar und warm; es fing endlich an, Frühling zu werden. Vor lauter Frühlingswonne vollführten wir Schwestern einen kleinen Freudentanz die steinernen Stufen hinunter in das Vorgärtchen, wo Mrs. Harris Topfgewächse einpflanzte. Wir fragten, ob wir ihr ein wenig helfen dürften, und bekamen zu diesem Zweck große Schürzen umgebunden, – das erste Mal seit wir in England waren. Man kam sich ordentlich wie zu Hause vor, als man so mit den Händen in der lockeren Erde herumwühlte, – freilich, so schmutzige Finger hatten wir auch noch nicht gehabt auf unserer Reise! Gut dass es Wasser und Seife gab, noch dazu befanden wir uns im Lande der Pear-Soap. Das schöne Wetter lockte sehr zu einem Ausgang, Mrs. Harris meinte sogar, wir könnten vielleicht etwas Kahnfahren, dazu kam es mir aber doch noch etwas zu kalt und windig vor, trotz der Anstrengungen, die die Sonne machte, alles hübsch durchzuwärmen.

Zunächst wollten wir die schönste und größte Bibliothek von Cambridge, Trinity Library, besichtigen. Das war auch wirklich der Mühe wert. Eine schönere habe ich noch nicht gesehen. Erbaut ist sie von Wren, dem Architekten der Paulskirche. Ein langgestreckter, wunderschöner Saal mit Seitennischen, in denen die Büchergestelle stehen, nebst Plüschsesseln und Tischen zum Arbeiten. Den mittleren Gang entlang stehen zwei Reihen Tische und niedrige Schränke mit Schaukästen, in denen seltene Manuskripte, Münzen, und alle möglichen Altertümer auslagen. Im Hintergrund des Saales steht eine wundervolle Statue Lord Byrons, ein Werk Thorwaldsens, ferner das Fernrohr Newtons, ein riesiges altes Ding, mehr interessant als schön. Mrs. Harris machte uns auf verschiedene Autogramme Tennysons aufmerksam, welchen Dichter sie besonders liebt. Einen Brief Lord Byrons, den dieser als kleiner Junge geschrieben, kopierte sich Editha eiligst in ihr Skizzenbuch. Er lautete wie folgt: (war, glaube ich, an seine Tante gerichtet)

Dear Madam,
My Mama being unable to write herself, desires I will let you know that the potatoes are now ready and you are welcome to them whenever you please. She begs you will ask Mrs. P...? if she would wish the poney to go round by Nottingham or to go home the nearest way as it is now quite well but too small to carry me.

I have sent a young rabbit which I beg Miss Frances will accept off and which I promised to send before. – My Mamma desires her best compliments to you all in which I join. – I am,

Dear Aunt

Yours sincerely

Byron

Newstead
Abbey, Nov. 8th
1798

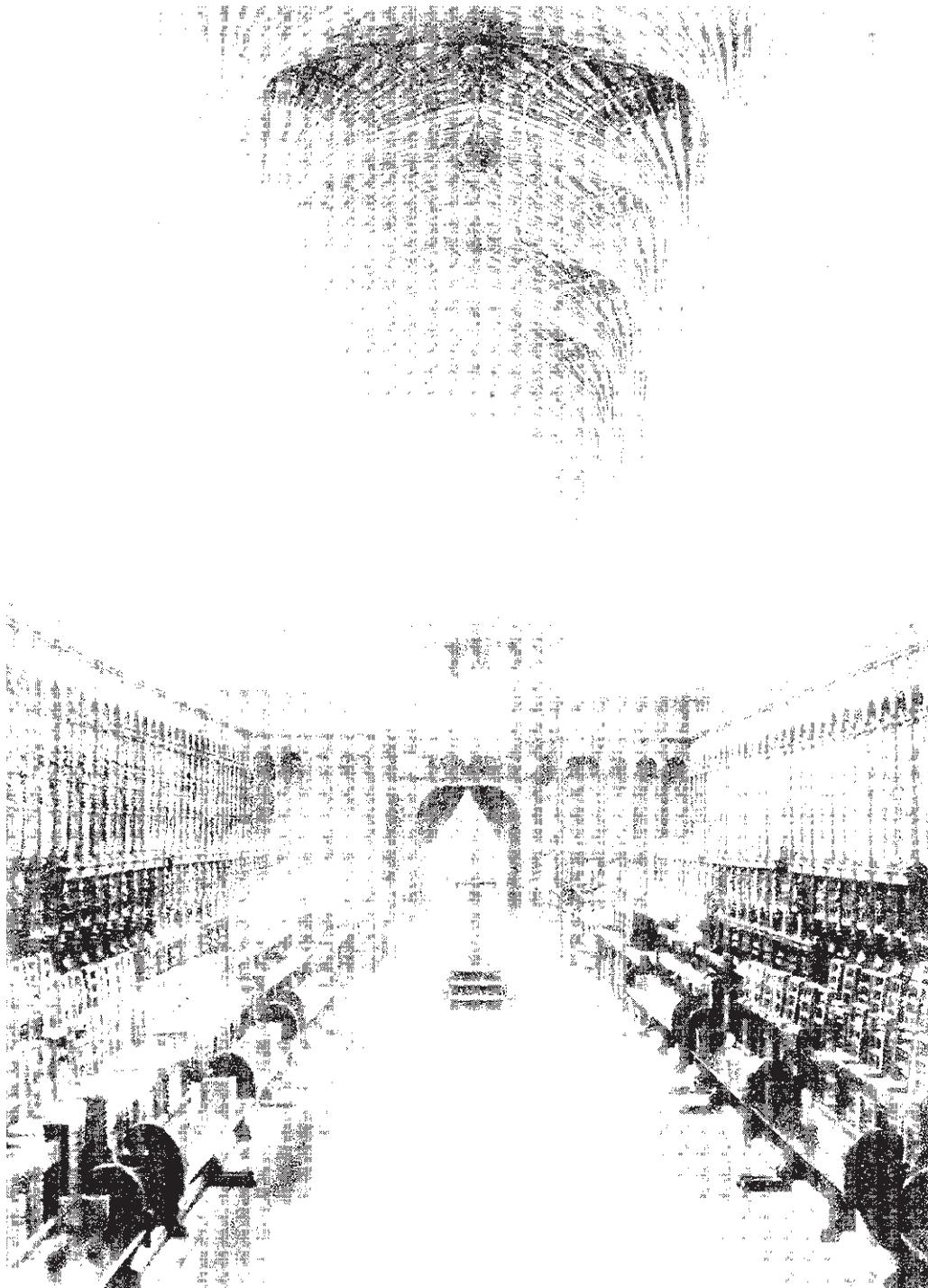
I hope you will excuse all blunders – as it is the first letter I ever wrote.

Dafür, dass es sein erster Brief war, hat er auffallend wenig Fehler gemacht. Wenn ihm nur nicht die Mutter dabei geholfen hat! Nachdem wir die Bibliothek gesehen hatten, gingen wir durch die drei prächtigen Quadrangles von Trinity College hinaus in den Park (die „backs“, wie die ganzen Parkanlagen hinter den Colleges genannt werden.) Selbst wenn wir bei dem Wind hätten Bootfahren wollen, so hätten wir es doch nicht gekonnt, denn es war einfach keins da.

Der Cam ist ein stiller kleiner Fluss, der sich in aller Behaglichkeit an den College-Gebäuden vorbeischlängelt und das eigentlich nur aus Gefälligkeit zu tun scheint, damit sich eine Brücke nach der anderen, eine immer niedlicher als die andere und mit wetteifernd reizenden Ausblicken, über ihm erheben kann. Die Seufzerbrücke von St. John's College, nach venetianischem Muster gebaut und vielleicht von manchen examens-zitternden Studenten nicht mit Unrecht so genannt, gefiel uns fast am besten.

Da wir nun einmal unsere Skizzenbücher mithatten, so wollten wir doch auch etwas zeichnen. Wind und kühle Witterung waren zwar dagegen, aber wer wagt, gewinnt. Wir setzten uns also auf eine Bank, nahmen die Hüte ab, weil diese sonst rettungslos fort- und womöglich in den Cam gesegelt wären, wickelten unsere Häupter möglichst fest in unsere Schawls ein, zogen die warmen Kragen fest um uns und begannen unser Werk, Skizzenbuch und Bleistift krampfhaft festhaltend, denn der Wind fuhr mit unausstehlicher Bosheit immer gerade dann in die Seiten des Buches, wenn man grade einen wichtigen

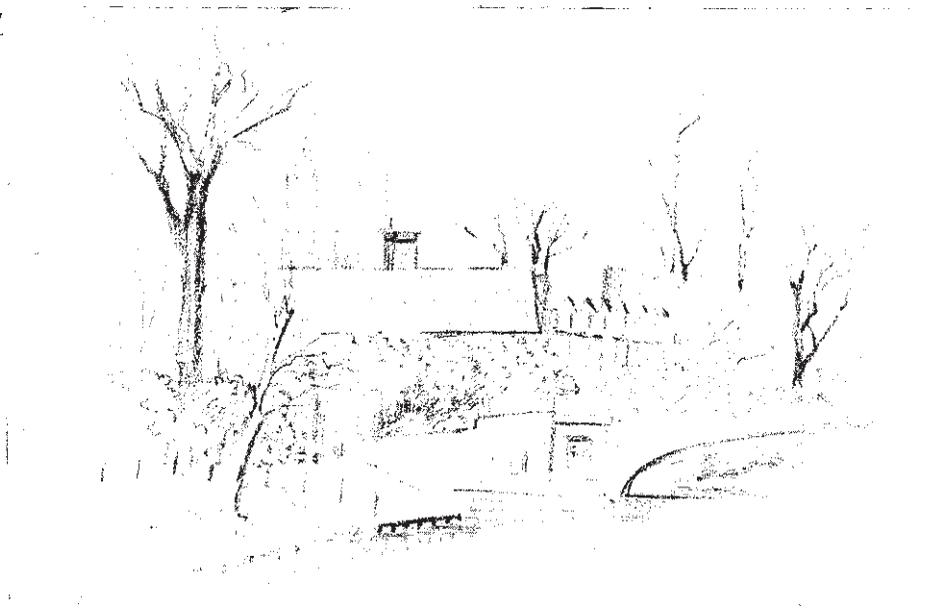




Strich zeichnen wollte. Trotzdem saß die rührende Mrs. Harris als unser Schutz neben uns auf der Bank, trotz unserer Einwendungen; so machten wir möglichst flink, die beiden Herren gingen unterdessen gemütlich plaudernd umher und taten uns sogar für fünf Minuten den Gefallen, stillzustehen, damit wir sie abkonterfeien konnten. Fünf Minuten reichten aber wirklich nur für einen, und aus Höflichkeit malten wir unseren Wirt, der mit „knickerigen“ Beinen, wie die Zeichnung zeigt, mitten auf dem Wege stand, während Vater zu seiner großen Enttäuschung nicht mehr auf das Bild kam.

Kaninchen gab, war einmal ein Fremder zu Besuch bei einer Familie. Täglich wurde Kaninchenbraten, in den mannigfaltigsten Formen zubereitet, aufgetragen, so dass sämtliche Gäste – denn es waren mehrere im Hause – sich das Fleisch bald gründlich übergegessen hatten. Nun geschah es einmal, dass der Herr des Hauses verreisen musste, und in seiner Abwesenheit bat die Wirtin den fremden Gast, bei Tisch das Grace zu sprechen. Natürlich prangte wieder ein leckerer Kaninchenbraten auf der Tafel, und die seufzende Gesellschaft sah die unvermeidliche Aussicht vor sich, am Abend dasselbe Kaninchen

22



Am Ende wurde die Sache aber doch zu ungemütlich, auch fürchteten wir, Mrs. Harris möchte sich erkälten, so packten wir unsere Skizzenbücher zusammen – viel war, wie man sieht, aus der Zeichnung nicht geworden, die Türme in der Ferne sind die von King's College Chapel – setzten unsere Hüte wieder auf unsere natürlich indianermäßig struppig gewordenen Haare und gingen alle miteinander nach Hause.

Bei Tisch drehte sich die Unterhaltung viel um einen bekannten deutschen Professor, von dem Mr. Harris bemerkte. „Seine Gelehrsamkeit ist pyramidal – nur steht die Pyramide mitunter auf dem Kopf.“ – Eigentlich war Mr. Harris derjenige, der dergleichen Witze und Späße machte, heute erzählte aber auch seine ernste, stille Gattin einmal eine lustige Geschichte. In einer Ortschaft, wo es besonders viel

als Ragout zu bekommen. Indes erhob sich der Gast und sprach das Tischgebet. Zum Entsetzen der Hausfrau lautete dasselbe folgendermaßen:

Rabbits warm – and rabbits cold,
Rabbits young, – and rabbits old,
Rabbits tender, – and rabbits tough,
– Thank Thee, good Lord! we have had enough.

Die Geschichte verlautet nicht, ob die entrüstete Dame des Hauses den undankbaren Kostverächter vor die Tür setzte, ich möchte es aber fast vermuten. Wenigstens ist anzunehmen, dass es von dieser Zeit an etwas weniger Kaninchenfleisch zu essen gab.

Am Nachmittag zeigte uns Mrs. Harris ihre Aquarellskizzen aus Jerusalem, die wirklich wunderhübsch waren. Wir freuten uns so über die beiden uns

geschenkten Bücher, ihre „Pictures from the East“ und seine und ihre „Letters from Armenia.“ Allmählich hieß es auch sich vorbereiten auf das Ereignis des Tages, nämlich die Gesellschaft bei Mrs. Lewis. Mrs. Harris wählte selbst unsere Toilette für den Abend aus; ausgeschnittene seidene Kleider hatten wir zu ihrer großen Beruhigung gar nicht mit, aber unsere neuen blauen Lodenkleider mit schwarzem Besatz und weißseidenen Einsätzen machten sich auch sehr elegant. Mrs. Harris selbst geht nie in Gesellschaften, einmal weil ihr die ausgeschnittenen Toiletten so zuwider sind, dann auch weil sie keinen Wein trinkt und das törichte Geschwätz nicht liebt. Das sind richtige strenge Quäker-Ansichten.

Punkt ein viertel nach sieben hielt der Wagen vor unserer Tür, in England gilt es für höflich, sehr pünktlich zu sein, und zu halb acht waren wir eingeladen. Wir kamen noch richtig früh dort an. Zwei Damen rauschten kurz nach uns in die Garderobe, eine alte und eine junge, beide dekolletiert. Die alte Dame war Frau Professor R.; ihr rotes, faltiges Gesicht stach nicht gerade bezaubernd ab gegen ihren weißen, fetten Hals und ihre fetten Arme. Wir wurden nun von unsern beiden Herren – Vater nahm sogar Edithas Arm! – in den Drawing Room geleitet, wo uns die beiden gelehrten Schwestern in voller Glorie empfingen. Mrs. Gibson trug ein Kleid von dunkelrotem Samt mit schwarzen Spitzen, Mrs. Lewis ein solches von hellgrauer Seide, ebenfalls schwarzen Spitzen, halbe Ärmel, und prachtvollen Schmuck, der sich durch seine enorme Größe auszeichnete. Riesenbroche, Riesenringe, – aber da alles echt war, sah es wenigstens nicht unfein aus. Die großen Schmuckstücke kommen ja jetzt wieder in Mode.

Allmählich füllte sich der Raum mit Gästen. Da war Professor Ridgeway, ein Irländer, der mehr schnatterte als sprach, und wenn er außer Atem war, immer ein kurzes: „Hä, hä,“ als Erholung dazwischen warf – man wurde selber ganz atemlos, wenn man ihm zuhörte. Ferner war da Professor Mole mit Gattin; auch die Vorsteherin von Newnham, dem Girl's College, das wir am Morgen gesehen hatten, Mrs. Sidgwick. Sie trug ein merkwürdiges, weites und faltiges graues Gewand mit weiten, faltigen Ärmeln, fast wie man sie auf den Bildern unserer Großmütter sieht, und hatte kurzes, glattgescheiteltes Blondhaar. Miss. McAllister, deren Vater auch da war, war außer uns das einzige junge Mädchen. Sie hatte in Dublin einen Degree für moderne Sprachen bekommen, konnte jedoch weder italienisch noch deutsch, welches letztere ich doch ganz entschieden unter die modernen Sprachen zähle. Aber bei der englischen

„Gelehrsamkeit“ sitzt oft nicht viel dahinter.

Als alle Gäste versammelt waren, begab man sich ins Speisezimmer. Ich hatte, wie Editha sich in ihrem Tagebuch ziemlich respektwidrig ausdrückt, „irgend einen alten Onkel“ zu Tisch, nämlich Professor Mole, der sehr nett war, und mich fragte, ob es in Deutschland auch erlaubt wäre, wie hier in Cambridge, dass die Studenten lange Pfeifen auf der Straße rauchten und im Ruderklub-Kostüm ins College kämen, was ich entsetzt verneinte. Neben Editha saß ein jüngerer Herr, Mr. Philipps, der einmal deutsch gekonnt haben sollte und, wie ich glaube, daraufhin eingeladen war. Vater saß mit Mrs. Lewis an der Spitze der Tafel, sah äußerst elegant aus und hatte eine bezaubernd liebenswürdige Miene aufgesetzt, die ihm sehr gut stand.

Zu essen gab es mancherlei, ich müsste aber lügen wenn ich wüsste was. Zwei Diener waren beflissen, einen gefüllten Teller nach dem andern vor den Gast hinzusetzen, falls dieser nicht rasch genug: „No thank you!“ rief, und wieder damit fortzurennen, sobald der Unglückliche einmal die Gabel hinlegte, um sich etwas zu verpusten, ob er nun fertig war oder nicht. Das ganze Dinner war aber infolge dieser Tellerjagd, trotz der Unzahl Gänge, die herungereicht wurden, in kurzer Zeit vorüber. Man begab sich nun, d.h. nur die Damen, in den Drawing Room, wo sich die Ladies in schönem Kranz rings um den Kamin setzten. Die Unterhaltung war nicht übermäßig lebhaft, das könnte man nicht behaupten. Mrs. Lewis ließ sich herab, Dita Anekdoten zu erzählen, deren Pointe meine Schwester zwar nie verstand, aber höflich immer zur rechten Zeit mitlachte. Dabei wurde Kaffee und Tee herungereicht. Nach einer Weile kamen auch die Herren herein, die verzweifelt hungrig nach Zigarren aussahen, aber keine bekamen. Nur einer war so schlau gewesen, sich eine mitzubringen, die er sich dann beim Nachhausegehen ansteckte.

Um zehn Uhr war allgemeiner Aufbruch; länger dauern die Gesellschaften in Cambridge nie, infolge eines allgemeinen Übereinkommens. Wir verabschiedeten uns von Mrs. Lewis und ihrer Schwester mit einer sehr viel weniger tiefen Verbeugung als bei der Begrüßung, weil wir gemerkt hatten, dass man in England sich mit einem Kopfnicken begnügt, und stiegen wieder in unseren Wagen. Es war – ohne alle Ironie – für uns ein sehr interessanter Abend gewesen. Trotzdem begriff ich Mrs. Harris's Standpunkt plötzlich sehr gut.

Am nächsten Morgen – dem 29. März – hieß es Abschied nehmen. Es wurde uns wirklich sauer, mir besonders, denn ich hatte Mrs. Harris sehr lieb





gewonnen, ich schwärmte geradezu für sie. Sie gab uns jedem einen Kuss zum Abschied und packte uns noch Sandwiches, Bananen und Apfelsinen als Reisekost ein. Mr. Harris zeigte uns noch, während wir auf den Wagen warteten, seine seltenen Manuskripte und machte einige Fehler im Deutschen, um uns über den Abschiedsschmerz hinwegzuhelfen. Dann rollten wir in unserm Cab davon. Das letzte, was ich von Mrs. Harris sah, war ihre freundliche Gestalt, wie sie in der Haustür stand und uns nachwinkte.

Über die Reise will ich schnell hinweggehen. Wir hatten ja die Absicht, die Tage vor Ostern in Wales zuzubringen, da uns Mahaffys in Dublin vor dem Ostersonntag nicht brauchen konnten. Nun war Vater plötzlich eingefallen, als er sich besann, an welchen Ort man da wohl gehen könne, dass er ja einen Bekannten in Wales habe, einen Professor Arnold in Bangor, bei dem er früher einmal gewesen war. Sogleich hatte er – von Cambridge aus – an diesen geschrieben und angefragt, ob er uns wohl für eine Nacht beherbergen könne, wir wollten uns dann an Ort und Stelle erkundigen, was etwa sehenswert und hübsch in der Umgegend wäre. Groß war indessen Vaters Schreck, als er zufällig einmal von Harris erfuhr, dass sein Freund Arnold mittlerweile verheiratet und Vater von zwei Kindern geworden sei! Und wir hatten uns so sans facon und mit gänzlicher Ignorierung seiner Frau Gemahlin bei ihm angemeldet! Es kam aber ein sehr liebenswürdiger Brief, in welchem uns Mr. Arnold bat, doch für die paar Tage sein Gast zu sein, Bangor sei wunderschön, und man könne ja von dort Fußtouren in die Umgegend machen. So waren wir also wieder einmal untergebracht.

Die Reise ging gut vonstatten. Bis Chester war die Gegend ziemlich langweilig, Aussicht abwechselnd auf grüne, von Knicks eingefasste Wiesen, und Lattenzäune und Stationsgebäude mit riesigen PEAR'S SOAP und SUNLIGHT SOAP-Plakaten. Die Pear's Soap besonders verfolgte uns durch ganz Großbritannien und Irland. Hinter Chester wurde die Landschaft ziemlich anders, auf der einen Seite gebirgig, auf der andern sah man bald die offene See. Wir waren in Wales. Bescheid wussten wir natürlich auf dieser Linie nach Bangor gar nicht, nur ungefähr wann der Zug dort eintreffen würde. So kam es, dass wir auf einer Station sitzen blieben, wo wir eigentlich hätten umsteigen müssen, und so auf eine kleine Seitenlinie gerieten, die nach einer Art Halbinsel von Wales abschwunkte. Dieser Dummheit verdankten wir indessen einen entzückenden Sonnenuntergang mit prachtvollem Blick auf das Meer, die Berge und Conwy Castle, (einer

malerischen alten Burg an der Bucht gelegen,) so dass wir nicht allzu böse darüber waren.

Nach einer Stunde Aufenthalts in diesem malerischen kleinen Küstenort, Diganby mit Namen, kam unser Zug, der uns zunächst zurück zur Kreuzungsstation brachte, wo wir dann in denjenigen nach Bangor einstiegen. Natürlich kamen wir auf diese Weise in rabenschwarze Dunkelheit und mit für Arnolds gewiss unbegreiflicher Verspätung dort an, es war nicht anzunehmen, dass irgend einer von ihnen an der Bahn sein würde. In welcher Gegend von Bangor befand sich nun ihre Villa, von der wir nur wussten, dass sie Bryn Seiriol hieß, was soviel bedeutet als „Hügel der heiligen Seiriol“, aber weiter keinen Aufschluss gab? Doch das Geschick, das sich überhaupt in anbetracht unserer rührenden „Unbedarftheit“ im Reisen unsrer ganz besonders anzunehmen schien, war uns auch diesmal freundlich. Ein alter Herr fuhr mit uns, hörte von unserer Verlegenheit und sagte uns aufs freundlichste über Bangor Bescheid. Als wir dort ankamen, half er unser Gepäck mit tragen und suchte uns eine Droschke. In diese kletterten wir nun hinein – sie war recht enge – dankten dem gefälligen Reisegefährten und gaben dem Kutscher die Adresse: Bryn Seiriol. In Bangor hat jedes Haus seinen Namen, statt der Hausnummer, eine ganz hübsche Eigentümlichkeit.

Die Straßen, soviel konnten wir uns denken, zeichneten sich durch Enge, Holperigkeit und zahlreiche Windungen aus. Vergeblich spähten wir indes neugierig durch die Kutschfenster, es war alles stockfinster, nur Laternen und hier und da ein erleuchtetes Fenster blickten durch die Dunkelheit. Dann kamen wir, wie es schien, in das Villenviertel; nun sah man garnichts mehr. Der Weg schien uns sehr lang zu sein. Und dazu die Ungewissheit, ob Arnolds uns überhaupt noch erwarteten! Endlich hielt die Droschke still, und wir stolperten mit unseren Sachen in die Nacht hinaus. Eine Gittertür am Fuße eines Hügels, auf welchem ein Haus zu stehen schien, war allenfalls zu erkennen. Wir bezahlten den Kutscher, und da keine Menschenseele sichtbar war, machten wir uns seufzend daran, mit unserem sämtlichen Gepäck diesen Berg zu erklettern.

Oben angelangt, standen wir vor einer Haustür, die doch wenigstens erleuchtet war. Wir klingelten, aber niemand kam. Schon dachten wir voll Verzweiflung, die ganze Familie sei ausgeflogen und wir könnten hier nun vorläufig vor ihrer Haustür biwakieren, als auf nochmaliges Klingeln endlich jemand erschien, und zwar eine Dame. Sie näherte sich beinah schüchtern der Haustür, als fürchtete

sie, dass wir Räuber wären. Als wir uns zu erkennen gaben, geriet die arme kleine Frau erst furchtbar in Verlegenheit. Ihr Mann war nämlich noch einmal fortgegangen, weil er glaubte, wir kämen nun nicht mehr; es waren einige Freunde da, und sie waren eben mit dem Abendbrot fertig. Natürlich entschuldigten wir uns sehr, erzählten unser Versehen und wurden in ein kleines Esszimmer geführt, wo um einen gedeckten Tisch herum noch einige andere fremde Personen saßen, die uns als Mr. X und Mrs. und Mr. ich weiß nicht was vorgestellt wurden. Editha und ich waren schrecklich müde. Trotzdem unterhielt ich mich während des Essens – denn wir bekamen das ganze Supper nachserviert – mit einer Art verzweifelter Lebhaftigkeit mit dem neben mir sitzenden Herrn über Oxford und Cambridge. Das ist freilich auch alles, was ich von dieser Unterhaltung noch weiß. Mrs. Arnold gab sich große Mühe, sehr liebenswürdig zu sein. Sie war sehr hübsch, hatte dunkles kurzes Haar und langbewimperte Augen von eigentümlicher, gräulich-grauer Farbe. An dem Abend gefiel sie uns noch nicht so, wir hielten sie für etwas vital und oberflächlich, denn als wir erzählten, dass wir in London hauptsächlich das Britische Museum, das Kensington-Museum und die Nationalgalerie zu besichtigen gedachten, meinte sie: „Ach wie schade! lauter solche ernsten Sachen!“ Nachher lernten wir sie besser kennen, als das liebe, herzige Frauchen, das sie war. An diesem Abend gingen wir früh zu Bett, und als ich in meinem Bett lag, hatte ich große Sehnsucht – nicht nach Hause, nein, nach Mrs. Harris.

Die Aussicht aus unseren Fenstern, als wir am folgenden Morgen erwachten, war ganz entzückend. Die Arnold'sche Villa liegt dicht an der Meerenge, die die Insel Anglesey von der welschen Küste trennt. Grade gegenüber liegt das Seebad Beaumaris, auf Anglesey. Nach Osten hin sieht man hinaus in die offene See. Editha war begeistert und fing sogleich zu malen an. Sie dachte sich das herrlich, in dieser schönen Gegend nun in völliger Freiheit umherzukreisen, und hatte gemeint, gleich nach dem Frühstück wanderten wir nun los, dankten für das freundliche Nachtquartier und zogen unsere Straßen weiter. So wurde es aber nicht. Vater kam herein und setzte uns den Plan für den heutigen Tag auseinander. Mr. Arnold und seine Frau hatten ihm angeboten, die ganzen drei Tage hier zu wohnen, worauf die undankbare Ditty ein Entrüstungsgeschrei erhob. Dann hatte sich Mr. Arnold angeboten, heute eine Partie mit uns nach dem Caernarfon-Schlosse und dem Snowdon, d.h. nach den Bergen in der Nähe des Snowdon zu machen.

Mit ihren Babies im Sportswagen begleitete uns Mrs. Arnold bis zur Station. Ivor, der älteste, ist acht Jahre alt, ein reizendes Bürschchen mit blondem Lockenköpfchen und überaus nachdenklichen grauen Augen. Diese Augen zeigen zugleich seinen Charakter an, er ist still, ernst über seine Jahre, kann sogar schon lesen, was uns besonders in Erstaunen setzte. Ob der kleine Gelehrte, der von den Windeln an in seines Papas Studierstube gespielt hatte, also buchstäblich zwischen den Büchern aufgewachsen war, keinerlei Anlage zur Eitelkeit hatte, mag dahingestellt bleiben. Einige Tage nach unserer Ankunft sollte er einmal auf Wunsch seiner stolzen kleinen Mama eine Probe seiner Kunst vor mir ablegen. Er begann denn auch ganz richtig zu buchstabieren und zu lesen, bis er plötzlich über ein gar zu schwieriges Wort (kein Wunder! man bedenke, wie anders die englischen Wörter geschrieben – und gesprochen werden!) stolperte und beschämt sein Köpfchen in der Mutter Schoß verbarg. Trotz ermutigenden Zuredens war er nicht zu bewegen, weiterzulesen, so schämte er sich, der arme kleine Kerl! Ich wurde mittlerweile abgerufen, um irgend etwas aus unserm Zimmer zu holen. Kaum war ich hinaus – so erzählte mir Mrs. Arnold nachher – als Ivor unaufgefordert seine Leseübung fortsetzt, und siehe da, es geht ganz glatt. Der Kleine hebt sein Gesichtchen auf vom Buch, sieht schüchtern erst im Kreis, und dann seine Mama an, und – flüstert mit der ganzen beneidenswerten Unschuld der Kinder seine geheimsten Gedanken heraus: „I wish there was somebody to hear me!“

Infolge dieser frühzeitigen inneren Entwicklung stand Ivor sehr im Nachteil gegenüber seiner zehn Monate alten Schwester Enid. (Beide Kinder hatten echt walisische Namen.) Bei diesem merkwürdigen Geschöpf hatte die Natur ganz die entgegengesetzte Methode eingeschlagen. Enid sprach noch kein Wort, dachte wahrscheinlich auch noch sehr wenig, war aber, was die Außenwelt um sie herum anbetraf, äußerst scharf beobachtend, und vor der unheimlichen Fixigkeit ihrer kleinen Arme und Beine standen selbst die Eltern stumm und starr vor Bewunderung. Ivor stand bereits völlig unter dem Pantoffel des Ewig Weiblichen, und wehe ihm, wenn er sich einmal zu widersetzen drohte! Seine winzige Tyrannin schlug einfach auf ihn los, und er, überwältigt von der praktischen Überlegenheit seiner Schwester, ließ sich alles gefallen. Äußerlich war sie eben so hässlich wie er hübsch war, das Köpfchen völlig kahl, das Näschen immer rot ange laufen, aber sie war das komischste Baby, das ich je gesehen habe. Ihre Mutter musste fortwährend über



sie lachen und konnte es zuweilen nicht unterlassen, sie ein bisschen zu ärgern, denn wenn Enid beleidigt war, dann war sie nicht mehr komisch, dann war sie einfach zum Totlachen.

Aber ich bin ganz abgekommen, wir befinden uns ja samt Mrs. Arnold und den Babies auf dem Wege zur Station. Enid sitzt, ganz in weißen Flanell gehüllt, aus welchem nur ihr rotes Näschen naseweis wie immer hervorguckt, im Sportwagen und blättert mit kundiger Miene mein Skizzenbuch durch. Ivor trabt nebenher; so lange es aufwärts geht nämlich; denn beide Kinder zu schieben würde sonst seiner Mutter doch zu schwer. Vergebens biete ich mich an, schieben zu helfen, lachend wehrt sie ab; nein, das Vergnügen lässt sie sich nicht nehmen. Editha ist voran mit Vater und Mr. Arnold. Wir kommen an der altertümlichen Kathedrale von Bangor vorbei, und Mrs. Arnold erzählt mir, dass Ivor mit Vorliebe zur Kirche gehe, „though he generally sleeps through the sermon.“

Aber ich sehe schon, ich kann mich von den Kindern nicht trennen, also will ich uns mal mit einem energischen Schwung in die Eisenbahn setzen und nach Caernarfon abdampfen lassen. Mit diesen „uns“ meine ich Vater, Editha und mich, Mr. Arnold wollte uns etwa um elf wieder am Bahnhof von Caernarfon treffen, um dann mit uns nach Llamberis weiterzufahren, von wo aus wir einen kleinen Spaziergang in die Berge machen wollten.

Caernarfon ist eine alte, winklige kleine Stadt, kam uns aber ganz interessant vor, besonders zogen die vielen Bauernfrauen, die statt Kopftüchern richtige Knabenmützen auf hatten, unsere Blicke an. Das alte Schloss liegt nahe dem Marktplatz und ist in der Tat ein sehenswerter Bau. Ein Stück Mittelalter mitten in der Neuzeit. Schon von außen sah es düster und imposant genug aus. Durch einen Torweg gelangten wir in das Innere und waren erstaunt und entzückt über die Ausdehnung und die malerische Schönheit dieser Burg, von der freilich nur noch die Außenmauern erhalten sind (siehe Bild). Wir gingen auf den Außenmauern spazieren und hatten eine schöne Aussicht auf das Meer. Zu Ditas großem Bedauern hatten wir nicht Zeit genug zum Malen oder Zeichnen. So ging es uns überhaupt fast immer auf der Reise: wenn wir etwas Hübsches sahen, dann waren wir sicher immer in höchster Eile; war aber absolut kein Motiv in der Nähe, dann hatten wir Zeit die Menge. Fast wären wir auf dem Rückweg noch zu spät zum Zug gekommen, Mr. Arnold, der uns in betreff der Zeit nicht richtig informiert hatte, war schuld daran. Er erwartete uns in großer Ungeduld

auf dem Bahnhof, nahm in aller Eile die Billete, und wir stürzten in den Zug.

Llamberis ist ein aus zerstreuten Häusern bestehendes Dorf in einem langen, schmalen Gebirgstale, an dessen rechter Seite sich die kahle, düstere Felsmasse des Snowdon erhebt, während es links hohe Schieferberge, ebenfalls kahl und nur teilweise mit Gras bewachsen, einschließen. Die Berge sind nicht so hoch wie etwa im Harz oder Thüringen, doch machen sie einen viel höheren Eindruck, da sie schroff und steil fast unmittelbar von dem Niveau des Meeresspiegels aufsteigen. Die wilde, romantische Natur erinnerte mich etwas an den St. Gotthard und den Weg nach der Furka.

Nachdem wir ausgestiegen waren, berieten wir, welchen Weg wir nun gehen wollten. Nach dem Snowdon herauf sollten es etwa zwei Stunden sein, das kam uns aber zu weit vor. Mr. Arnold schlug nun vor, ein Stück in das Tal hineinzugehen und dann einen Pass zu überschreiten, der uns in das hinter den linksseitigen Bergen liegende Tal und nach der Ortschaft Bethesda führte. Von dort gab es direkte Eisenbahnverbindung mit Bangor. Professor Arnold, der von der nächsten Umgebung seines Wohnortes grade so viel Ahnung zu haben schien wie von den unentdeckten Teilen des Kongostaates, hatte sich bei verschiedenen Leuten nach der Zeitdauer dieses Weges erkundigt und die verschiedensten Antworten erhalten, aus welchen er folgendes Endresultat folgerte und uns mitteilte: der Weg sei ungefähr zweieinhalb Stunden weit, hin und wieder aufsteigend – was zu erwarten war, da wir über einen Berg mussten – aber sehr bequem – sehr, sehr bequem. Hm.

So überaus große Lust zu einer größeren Fußtour hatten Editha und ich alle beide nicht, besonders meine Schwester nicht, da es in dem entzückenden Tal mit den eigentümlichen, kleinen Häuschen Motive genug zum Malen und Zeichnen gab. Doch schien es uns unhöflich, etwas dagegen zu sagen, wenn Vater Lust hatte zu gehen, und schließlich waren zweieinhalb Stunden keine Herrlichkeit. Unser Weg führte uns zunächst auf einer Fahrstraße entlang hart über dem Ufer eines Sees. Gegenüber erhoben sich, schwarz und steil, Schieferbrüche. Der See selbst sah mit seiner unbeweglichen dunklen Oberfläche genau wie eine schön polierte Schiefertafel aus. Da wir ziemlich hungrig waren – wir hatten seit dem ersten Frühstück außer ein paar dünner Sandwiches noch nichts gegessen und jetzt war es halb zwei – ließen wir uns in einem Häuschen von einer netten Wirtin, die zu Vaters Erstaunen einen dicken wälschen Kommentar zur Apostelge-

schichte unter ihren Büchern stehen hatte, ein Glas Milch geben. Das war ein wahres Glück, denn wir hatten mehr vor uns als wir dachten.

Das „bisschen Klettern“ begann sogleich, indem der Weg, oder vielmehr kein Weg, unmittelbar bergaufwärts führte. Zuerst stiegen wir wenigstens noch durch Weideland und kamen hin und wieder an Buschwerk und Häuschen vorbei. Allein das hörte bald auf. Dann gab es nichts mehr als Gras, borstiges, trockenes Gras, abwechselnd mit Moor, wo es sich noch lieblicher drin bergaufwärts patschte. Nach etwa einer Stunde machten wir halt. Die Szenerie war zu großartig, das ließ sich nicht leugnen. Rechts ein kahler Berg, hinter uns das Tal, und darüber ragend der Snowdon, düster, grimmig, die schneebedeckte Spitze von vorüberziehenden Wolken hin und wieder verhüllt. Über uns grauer Himmel, der fortwährend drohte, uns mit einem höchst unerwünschten Guss zu überschütten, und vor uns ein kahler, grasiger Bergrücken ohne Weg und Steg, von dem wir vorläufig noch gar kein Ende absahen.

„Ist es noch sehr weit?“ fragten Editha und ich den Professor. „Nur noch da hinauf,“ erwiderte dieser mit fröhlicher Zuversicht. Da es keinen Weg gab, so suchte man eben den Punkt des Bergrückens zu erreichen, der einem am niedrigsten vorkam. Aber die Kletterei wurde immer mühsamer. Die Herren in ihrer bequemen Kleidung, das ging noch an, aber wir armen Frauenzimmer! Durch Gras, durch Moor, durch Moor, durch Gras, mit patschnassen Füßen und völlig lahmen Knien schleppten wir uns bergaufwärts. Der „zweieinhalbstündige Weg“ begann sich gewaltig auszudehnen, der infame Bergrücken hatte gar kein Ende, die ganze trostlose Natur um uns herum schien zu hohnlächeln. Hohnlächeln tat auch Professor Arnold – wenigstens schien es uns so – als er unsere erhitzten Gesichter und verzweifelten Blicke sah. Auf all unsere Fragen antwortete er mit seinem stereotypen freundlichen Gesicht, für das wir ihn kaltblütig hätten erdrosseln und in den Abgrund stürzen können: „Oh – ist dies nicht ein ganz guter Weg? Oh – es ist gar nicht mehr weit! Oh – ist dies nicht wundervoll?“ Dabei stetzte er mit einer beneidenswerten Leichtigkeit bergan und schien nicht die leiseste Ermüdung zu spüren, weswegen ihm natürlich auch die leiseste Spur von Mitgefühl für uns Unglückswürmer völlig abging. Vater hatte wohl Mitgefühl, zeigte es aber nicht, was sollten wir auch schließlich machen? Hinauf mussten wir doch. Ich danke noch meinem Schöpfer, wenn ich an den Moment denke, wo wir glücklich oben auf der Kante des Bulch yr Brechan angelangt waren. Der Wind

blies eisigkalt, die Wolken lagen drohend und tief auf den Bergen, es begann auch schon zu dämmern, dennoch war die Aussicht wunderschön. Vor uns lag ein anderes Tal, andere Berge, schroff und wildromantisch in ihren Formen, und dahinter das Meer. Wirklich, diese Aussicht – deren ganze Schönheit zu beschreiben mir leider die stilistische Fähigkeit fehlt – war schon einige Mühe wert. Trotzdem muss ich zu meiner Schande gestehen, dass der vorherrschende Gedanke in meinem Inneren war: „Nun so rasch wie möglich wieder herunter!“ Das ging nun eben so einfach wie der Aufstieg gegangen war: man lief einfach immer der Nase nach bergab. Irgendwo musste der Berg doch unten aufhören. Gras war das einzige, was auch auf dieser Seite wuchs, man musste sich nur vorsehen, dass man nicht unversehens einen Abhang hinunterkollerte.

So ertönte denn die Losung: rette sich wer kann! Den ewig vergnügten Professor hatten wir bald aus dem Gesicht verloren, und wir undankbaren Geschöpfe kümmerten uns auch nicht weiter um ihn. Die wilden Bergschafe flohen vor uns her; wir liefen, stiegen, sprangen, wo es gerade ging, nur immer abwärts, abwärts! Schließlich waren Vater, Editha und ich von der sehnlichst erstrebten Fahrstraße durch eine aus aufeinandergeschichteten Steinen gebildete Einfassung getrennt, wie solche dort überall die einzelnen Wiesen von einander trennen, statt wie im übrigen England die Knicks. Da standen wir nun, schmeichelhaft ausgedrückt, wie die Ochsen vorm Berge, oder, zu den dortigen Verhältnissen noch besser passend, wie die Bergschafe vor der Steinmauer.

Wenn jemand fünf Stunden lang seine Beine und Lungen bis zur äußersten Erschöpfung angestrengt hat und sich nun kurz vor dem ersehnten Ziele durch ein unüberwindliches Hindernis aufgehalten sieht, so wird sich wohl niemand wundern, wenn er in Verzweiflung gerät. Und in Verzweiflung waren wir. Fruchtlos rannten wir an dem Steinwall entlang hin und her, Vater versuchte überzuklettern – vergebens. Endlich entdeckte ich an einer Stelle der Mauer dicht über der Erde ein Loch. Wahrscheinlich war es ein Durchschlupfloch für die Schafe. Für Menschen war es jedenfalls nicht, allein was lag daran? Da galt kein langes Besinnen, und Erwägungen, ob es lady-like sei, mit seinem Reisekostüm durch ein schmutziges, niedriges Loch zu kriechen, waren da nicht am Platze. Ich knüpfte meinen Regenmantel bis unten fest zu, um wenigstens mein Kleid zu schonen, und wand mich wie eine Schlange durch den Durchschlupf. Ehe noch die andern etwas merkten, war ich auf der andern Seite angelangt und

erhob nun ein freudiges Triumphgeschrei, so gut es meine erschöpften Lungen noch zuließen. Natürlich großes Erstaunen seitens Vaters und Edithas, und dann folgten sie eiligst meinem Beispiel. Den Anblick, wie Vater sich durch das Loch schlängelte, hätte ich beinah seinen Studenten gegönnt, ich glaube der angstschwitzendste Examinandus hätte mit bebenden Lippen – mindestens gelächelt!

Uns zwei Schwestern half diese kleine Erheiterung wohlthätig wieder etwas zu Kräften. Aber als jetzt Professor Arnold, der ein Stück weiter hinauf ohne weiteres Hindernis glücklich heruntergekommen war, jetzt uns die Chaussee mit liebenswürdigem Lächeln entgegen kam und uns mit liebenswürdigem Lächeln ermunterte, wir möchten uns sputen, denn bis zur Eisenbahnstation Bethesda sei es noch eine Stunde zu gehen, – da sank uns das Herz in die Schuhe, und ich konnte vor Schreck kaum noch auf den Beinen stehen. Diesmal hatte Vater Erbarmen. Er erklärte dem Professor kurz und bündig, seine Töchter seien derartige Strapazen nicht gewöhnt, und wir wollten uns zunächst nach irgend einem Wirtshaus umsehen, wo man sich etwas ausruhen und erfrischen könne. Professor Arnold zuckte die Achseln und sagte freundlich, dann müsse man eben den letzten Abendzug nehmen, ein Wirtshaus gebe es hier nicht, da der Ort wie gesagt weiter entfernt lag, doch in einem Hause, das nahe bei der Fahrstraße lag, könne man möglicherweise etwas bekommen.

Wir wankten also auf das Haus zu, ein echtes walisisches Bauernhaus, vor dessen Tür eine ganz nett aussehende Frau stand. Der Professor sprach mit ihr, und sie lud uns freundlich ein, näher zu treten. Drinnen sah es ganz gemütlich aus. Man gelangte direkt von der Straße aus in einen Raum, der zugleich als Küche und Wohnstube diene. Es schien gerade eine kleine vergnügliche Zusammenkunft gefeiert zu werden, denn da saßen verschiedene Gevattern und Basen, tranken aus riesigen Tassen Tee, dieses Leib- und Magengetränk der Bewohner von Wales, und starrten neugierig auf uns Eindringlinge. Ein helles Feuer brannte in einer Ecke, und um meine Füße zu trocknen, deren Patschnässe mir wieder mit Gesichtsschmerzen drohte, zog ich eilig meine Stiefel aus, setzte sie in friedlicher Nachbarschaft neben das Teetöpfchen, und hielt abwechselnd jedes meiner erstarrten Gliedmaßen in möglichste Nähe von dem erwärmenden Element. Die gute Frau brachte mir ein Paar wahrer Riesenpantoffeln und rettete meine Stiefel vor dem Verbrennen, das ihnen drohte, da ich sie unvorsichtigerweise zu weit ins Feuer hineingesetzt hatte.

Die andern hatten sich unterdessen auf eine Bank niedergelassen, und nun wurde heißer Tee und selbstgebackener, ganz frischer Kuchen herbeigebracht, was freilich mundete. Ach ja! Das war eine ordentliche Erfrischung, und wir lebten allmählich wieder auf in der behaglichen Umgebung. Einige der Basen fragten uns, ob wir Welsh könnten, wo wir her wären usw. Das letztere war den guten Leuten etwas schwer beizubringen, da sie von Deutschland wohl nur sehr wenig Ahnung, und von Halle jedenfalls gar keine hatten. Ein hübscher Schäferhund lief dazwischen umher und fraß vergnügt einige Kuchenrestchen, die wir ihm hinhielten; ein kleines Lamm erschien ebenfalls, ein süßes zahmes Tierchen, das immer beinah ins Feuer lief und von einem allerliebsten Blondkopf, dem Kinde eines der Basen, mit begeistertem Entzücken gestreichelt und gefüttert wurde. Man hätte den Pinsel eines Malers gewünscht, um diese idyllische Szenerie, vom roten Schein des Feuers beleuchtet, festhalten zu können.

Allein Professor Arnold sah nach der Uhr und mahnte zum Aufbruch. Ich zog meine Stiefel mit einiger Mühe und Verbiegung verschiedener Haarnadeln wieder an, Vater gab der freundlichen Frau einen Schilling, den sie dankend annahm, wir verabschiedeten uns von der gemütlichen Teegesellschaft und zogen unsere Straße weiter. Es war fast völlig dunkel jetzt, doch führte der Weg fortwährend auf der Fahrstraße (High-Road), die sich durch das schmale, von Bergen eingeschlossene Tal hindurchzog. Die Gegend war romantisch, und Editha und ich begannen schon unser heutiges Abenteuer mit einiger romantischer Ausschmückung für eine Novelle auszubeuten. Aber die Luft war kalt, und es fing an zu regnen, so dass wir schließlich froh waren, als wir mit aufgespannten Regenschirmen durch die spärlich erleuchteten Straßen der Ortschaft Bethesda (die übrigens mit dem biblischen Bethesda gar nichts zu tun hat) trabten und das Pfeifen und Puffen von der nahen Station herüber hörten.

Todmüde langten wir endlich spät abends in Bangor wieder an. Mrs. Arnold empfing uns voll Mitleid und machte uns in Babys Badewanne sogleich ein warmes Fußbad zurecht, was sehr angenehm war, und hiermit bei ähnlichen Umständen warm empfohlen sei. Ob sie ihren Mann wegen seiner unvernünftigen Bergfaxerei ins Blaue hinein mit zwei young Ladies ein bisschen ausschalt? Ich weiß es nicht, ich glaube die kleine Frau – Violet hieß sie – war zu gut gezogen dazu. Glücklicherweise hatte die Partie außer hartgetrockneten Stiefeln und einem verlorenen Gummischuhsack weiter keine üblen Folgen, – und schließlich hatte Mr. Arnold

es doch auch gut gemeint. Dies Zeugnis mussten wir ihm wider Willen nach einigem Besinnen doch ausstellen, und in der Erinnerung waren wir ihm nachher sogar dankbar, dass wir durch seine Vermittlung einen tiefen Einblick in die Berge von Wales gewonnen hatten.

Der nächste Tag war Karfreitag, und wir gingen alle in die Kathedrale zum Elf-Uhr-Service. Die Kathedrale, ein mäßig schöner Bau, liegt ziemlich hoch und mitten im Grünen. Der Service, – um einmal ein genaues Beispiel von dem Verlauf eines Gottesdienstes der Church of England zu geben, – ging folgendermaßen vor sich: Nach dem Betreten der Kirche kniete man an seinem Platz nieder und sprach ein stilles Gebet. Schlug darauf seine Hymn- und Prayerbücher auf. Darauf kam eine lange weißgekleidete Prozession herein, bestehend aus den verschiedenen Geistlichen und den Chor-Männern und -Knaben. Die Gemeinde stand, bis alle diese ihre Plätze im Chor der Kirche eingenommen hatten. Folgte Sündenbekenntnis und Absolution, und dann wurden hintereinander drei Psalmen, abwechselnd von Priester und Gemeinde gesungen. Da die Melodie immer auf einem Ton war, so klang es ein bisschen öde.

Hierauf folgte die erste Schriftverlesung, die ein junger Dean mit einem gewissen Air vom Pult herunternäselt. Hätten wir nicht aus ein paar aufgeschnappten Namen erraten, dass es sich um das Opfer Abrahams handelte, wir hätten trotz der großen Nähe nichts verstanden. Freilich schlug uns Mrs. Arnold gefällig das Prayerbook auf, aber bei dem bekannten augenmörderisch feinen Druck dieser Bücher half uns das nicht viel. Nachdem ein Benedicite oder so etwas gesungen worden war, las ein alter Dean etwas deutlicher die Passionsgeschichte vor. Dann wurde wieder ein Psalm gesungen, und es folgte die Predigt. Sie war nicht zu lang und ganz hübsch, obwohl ich mich keinen Augenblick wunderte, dass der kleine Ivor, wenn er einmal mit zur Kirche kam, dabei einschlieft. Der alte Prediger las sie überdies halb vom Konzept ab.

Nach Schluss der Predigt sang der Chor ein Anthem, d.h. eine Bibelstelle, von einem größeren Komponisten in Musik gesetzt. Diese Anthems sind das schönste in den englischen Gottesdiensten und meist ein reiner musikalischer Genuss. Besonders ist auch der Chor in St. Patrick's in Dublin dafür berühmt; wir hatten ja bald Gelegenheit uns von der Wohlbegründetheit dieses Rufes zu überzeugen, ebenso wie wir schon in King's Chapel (Cambridge) uns an dem wundervollen Gesang erfreut hatten.

Nach dem Anthem und dem letzten Gebet und Segen verließ die Geistlichkeit in Prozession die Kirche. Die Gemeinde erhob sich – der Gottesdienst war beendet.

Als wir heraustraten, hatten Editha und ich beide das Gefühl, dass ein Karfreitagsgottesdienst daheim in unserer Stephanuskirche, mit einer Predigt von Pastor Meinhof, bedeutend schöner und zu-Herzen-gehender gewesen wäre. Aber das ist nun einmal so: wie man's gewohnt ist, so ist es einem lieb. Wir sind nachher noch in den verschiedensten Gottesdiensten der verschiedensten Sekten gewesen, aber so erwärmt wie ein deutscher Gottesdienst hat uns in England keiner. Es kommt vielleicht auch daher, weil man im fremden Lande unwillkürlich zuviel auf die äußeren Dinge passt, wobei die innere Andacht natürlich zu kurz kommt.

Der übrige Tag verging unter verschiedenen verborgenen Versuchen, eine kleine Partie zu machen, – Versuchen, die stets an Mr. Arnolds Zerstretheit oder Unkenntnis der Verhältnisse scheiterten. Editha verweigerte schließlich, sich noch weiter diesen erfolglosen Expeditionen anzuvertrauen, und Vater, Mr. Arnold und der kleine Ivor fuhren mit dem Dampfer hinüber nach Beaumarais, wo sie zu unser aller Erstaunen auch glücklich gelangten. Was mich betrifft, so schrieb ich den ganzen Tag Briefe, weil ich von dem Spaziergang am Tage vorher noch zu müde war. Eigentlich hatte uns Mrs. Arnold auf unser Bitten versprochen, uns einmal auf ihrem Rad „probieren“ zu lassen. Als aber nach Tisch die Sache hatte in Angriff genommen werden sollen, – siehe da legte unser lieber Vater mit eiserner Ruhe sein Veto ein, und da half kein Bitten Mrs. Arnolds und keine flehenden Gesichter. Editha war empört und schalt auf „Menschen, die Prinzipien haben“. Ich glaube die kleine Frau Violet amüsierte sich sehr über den strengen deutschen Papa, – at any rate, es wurde nichts daraus.

Nun saß ich nachher, während die andern fort waren und Ditty mich mit Schreiben gutherzigerweise ablöste, gemütlich mit Mrs. Arnold im Drawing Room, und wir unterhielten uns mit Musik und Plaudern im Dämmerstündchen. Sie schüttete mir ihr Herz aus über die schlechte Behandlung der Tierwelt, die Greuel der Vivisektion, und setzte mir ihren bestimmten Glauben auseinander, dass die Tiere auch in den Himmel kämen. Inbetreff der Vivisektion waren unsere Gefühle vollständig übereinstimmend, aber bei dem Gedanken, die Freuden des Paradieses mit den ungezählten Millionen von Mücken, Fliegen und unangenehmeren Insekten,

die ja auf Erden existiert haben, teilen zu müssen, wollte mir ein wenig die Haut schaudern.

Noch eine Nacht unter dem gastfreundlichen Arnoldschen Dache, und dann hieß es wieder einmal Abschied nehmen! Ganz so schwer wie von Cambridge wurde uns das nicht, aber hier kam dafür, wenigstens bei mir, der Umstand in Betracht, dass ich mich entsetzlich vor der Seereise graulte. Mrs. Arnold kannte übrigens Mrs. Harris auch und mochte sie sehr gerne leiden, hatte aber großen Respekt vor ihr. Sie verscherzte sogar einmal fast meine Gunst, weil sie die Bemerkung machte, wir hätten uns bei Harrisens gewiss schauderhaft gelangweilt. Eine Bemerkung, die mich im Moment gradezu empörte, die man indessen der lebensfrohen kleinen Violet gar nicht einmal so übel nehmen konnte.

Also ich graulte mich vor der Seereise, d.h. nämlich vor der Seekrankheit, von deren Schauern ich oft genug hatte erzählen hören, und muss mich also leider, wenn ich ehrlich sein will, in diesen Blättern selbst als Hasenfuß brandmarken. Bei jedem Lufthauch, der über uns hinfuhr, als wir auf einem Umweg mit Mrs. Arnold zum Bahnhof gingen, bekam ich einen Schreck, und ihre Versicherung, dass „gar kein Wind“ sei, beruhigte mich durchaus nicht. Ditty dagegen, mein tapferes Schwesterlein, jubelte ordentlich bei dem Gedanken an die Fahrt über die Irische See. An der Station ging nun das Lebewohlsagen an. Von den Kindern und dem schönen Spitz, Roy, hatten wir schon im Hause Abschied genommen und bestürmten nun Mrs. Arnold mit Bitten, uns doch eine Photographie von sich und den Kindern zu schicken, damit wir ein Andenken mitnehmen. Sie versprach lächelnd, daheim nachzusehen, ob sie noch eine hätte. Dann kam der Zug, ein letztes Winken und Grüßen – und fort sausten wir.

Wir hatten noch eine Strecke mit der Bahn zu fahren, nämlich über den Menai-Kanal, und über Anglesey, um nach Holyhead zu gelangen, von wo aus das Schiff nach Dublin abging. Anglesey ist eine ganz flache Insel, nur bei Holyhead springt ein kleines Vorgebirge schroff ins Meer, und die Wellen brechen sich daran hoch aufspritzend und schäumend. Das Schiff wartete schon, als wir kamen, ein wunderschöner großer Dampfer, der ganz vertrauenerweckend aussah. Farben und Beleuchtung waren entzückend, und meine Schwester hatte, kaum an Bord, nichts eiligeres zu tun, als Malblock und Palette auszupacken, sich in die offene Kajütentür zu setzen, um vor dem Winde doch etwas

geschützt zu sein, und nun in rasender Eile was anging von Wasser und Himmel aufs Papier zu bringen, unter großem Interesse der Schiffsmannschaft. Zu ihrem großen Bedauern setzte sich jedoch der Dampfer in Bewegung, ehe die Farbenskizze nur halb vollendet war.

So ging es denn wieder einmal übers Meer. Aber wie anders war diese Überfahrt als die trübselige Nachtreise von Hook nach Harwich! Die Sonne schien, Meer und Himmel wetteiferten in entzückender Bläue, weiße Möwen wiegten sich auf den Wellen, und das Schiff durchschnitt die blauen Wogen so schlankweg und pfeilgeschwind, dass es eine Freude war. Es legte denn auch die Strecke von Holyhead nach Dublin, od. vielmehr Kingstown, in so kurzer Zeit zurück wie überhaupt möglich war, nämlich in zwei-dreiviertel Stunden. Als die irische Küste in Sicht kam, konnten wir einen Ausruf des Entzückens nicht unterdrücken. Es war als schiffen wir, statt hoch im rauhen Norden, auf der blauen Adria und sähen die violetten Bergketten Griechenlands vor unsern Blicken auftauchen. Wäre es nicht so empfindlich kalt gewesen, so hätte die Täuschung vollkommen sein können. Vater freute sich an unserem freudigen Staunen, das noch wuchs, je mehr wir uns der Küste näherten. Dann hielt das Schiff in Kingston, wo wir jedoch Mr. Mahaffy vergeblich erwarteten, und von dort ging es per Eisenbahn eine kurze Strecke bis Dublin. Und da hatte die sonnige, leuchtende Schönheit der Natur vorläufig ein Ende, denn alles was sich innerhalb der Grenzen von Dublin befindet, sieht schwarz, öde und unglaublich langweilig aus.

Aber von Dublin will nun meine Schwester erzählen.





Dublin

Hier kamen wir gestern Abend an und wurden von Mrs. Mahaffy mit großer Zärtlichkeit empfangen. Sie nannte uns ihre „dear, dear girls“ und küsste uns mehrere Male, was uns einigermaßen überwältigte und uns nicht recht zum steifen England und Irland zu passen schien. Nachher kam dann auch heraus, dass sie gemeint, bei uns in Deutschland gehe das immer so liebevoll zu, und da hatte sie es uns gleich recht heimisch machen wollen, die gute Dame. Doch ich will von vorne anfangen zu berichten. Die dunkle breite Straße, North St. George Street, flößte uns, Nena und mir, beim ersten Anblick wenig Vertrauen ein, wir beiden kamen nämlich ganz allein ankutschiert, folgender Hindernisse und Missverständnisse halber.

Mr. Mahaffy hatte geglaubt, wir kämen mit einem früheren Schiff, und uns deshalb in Kingstown verfehlt. Nun erwartete er uns zwar in Dublin auf dem Bahnhof, aber zu seinem eigenen größten Erstaunen ganz solo. Seine Tochter hatte doch kommen sollen, uns Schwestern abzuholen, denn er selbst musste Vater ins College, wo er drei Zimmer für sich oder Logierbesuch besaß, befördern. Was war besseres zu tun, als Nena und mich in eine Droschke zu packen und dem Kutscher die Adresse zu sagen. Es war uns ja nun nicht gerade sehr angenehm, der uns außer Elsie (sprich ß und kurz und scharf, sonst passt der Name nicht zu der ganzen Persönlichkeit) völlig unbekanntem Familie derartig ins Haus zu fallen, aber was sollten wir machen. Unterwegs sahen wir fleißig aus dem kleinen Droschkenfenster, fanden die Straßen mit den einförmigen schwarzen Häusern sehr hässlich und amüsierten uns über die zweirädrigen Outside-Cabs, deren nähere Bekanntschaft wir noch oft genug machen sollten.

In der St. George Street angelangt, bemerkten wir eine Dame in heller Bluse, die eine zeitlang neben uns herlief und uns, als wir hielten, den Schlag öffnete. Es war Miss Rachel, die jüngere der beiden Töchter, obwohl auch sie schon 24 Jahre zählte. Elsie erschien jetzt ebenfalls unter der Tür, sehr modern frisiert, begrüßte uns ziemlich gemessen, und rief nach den Dienstmädchen – Mahaffys besitzen davon acht – während Rachel sich mit unserem Handgepäck belud. Wir traten ein, und Rachel erzählte, sie sei auf dem Weg zum Bahnhof gewesen, durch eine wildgewordene Kuh aber zurückgetrieben worden. Von innen war das Haus großartig. Rachel (es wurde uns gleich angeboten, sie und Elsie beim Vornamen zu nennen) berichtete voll Stolz, es sei noch von Angelika Kauffmann ausgemalt

worden. Voll Ehrfurcht betrachteten wir die Fresken, von denen fast nichts mehr zu sehen war, und folgten darauf den Schwestern zwei Treppen hoch in das sehr große, luftige Logierzimmer. Auf den Treppenabsätzen standen Tische mit den üppigsten, herrlichsten Treibhausblumen.

Elsie überließ es der gutmütigen Rachel, uns etwas beim Auspacken zu helfen. Kamm- und Waschzeug interessierte sie nicht, aber bei den Dresses später fand sie sich pünktlich ein, denn nichts auf der Welt besaß für Miss Elsie gleiche Anziehungskraft, wie „fashionable dresses“, deren sie ja bei uns nicht allzu viele vorfand. Über Elsie mussten wir eigentlich regelmäßig lachen. Ihr ruckweises Sprechen, an eine Lokomotive erinnernd, ihre steif aufrechte Haltung, ihre langen Schritte, hauptsächlich aber ihre Überzeugung, dass sie eine sehr imponierende Figur spiele, reizten unwiderstehlich dazu. Sie besaß natürlich auch gute Eigenschaften, konnte gefällig sein, wenn es ihren „comfort“ nicht beeinträchtigte und befasste sich sehr eingehend mit einer gewissen Gesellschaft von Knitting-Women, denen sie Arbeit gab und die Erzeugnisse auf einem Londoner Basar alljährlich verkaufen half, was die angenehme Folge für sie hatte, dass sie einst ihr Bild, bedeutend idealisiert, in einer Zeitung abgedruckt fand.

Doch von alle diesem später mehr. Fürs erste begaben wir uns nach ein wenig Toilette hinab in den Drawing Room, wo besagte herzliche Begrüßung mit Mrs. Mahaffy stattfand. Diese, eine etwas korpulente, sehr liebenswürdige Dame, rauschte in schwarzer Seide und gebrauchte das Wort „dearest“ ebenso oft, wie andre Engländer das „oh yes“, was viel sagen will. Sie erkundigte sich nach Mutter und Änne und unserer bisherigen Reise und forderte uns dann auf, uns die Ehrenplätze dicht neben dem Kamin anzueignen, um die uns die andern sichtlich beneideten. Im Hintergrund auf zwei Sesseln ruhten zwei Hündchen, die uns als die beiden Jacks vorgestellt wurden, zur Unterscheidung the white und the black Jack genannt, oder kürzer Whity und Blacky. Ersterer war uralte, phlegmatische, haarte und hatte ein infames Stummelschwänzchen; er war Elsie's son. Blacky, der Jüngere, hatte mehr Temperament, teilte das Stummelschwänzchen mit seinem Vater, und war fortwährend, wenn er nicht gerade schlief, auf der Suche nach Futter. Als wir um sieben zum Dinner hinunter gingen, waren wir mit der Lebensgeschichte beider Hunde völlig vertraut. Sie spielen eine so große Rolle bei den Mahaffys, dass sie bei keiner Gelegenheit fehlen dürfen, selbst bei der Andacht nicht, wo sie alles tun, um eine solche zu untergraben. Nach dem Dinner gingen wir beiden

Schwestern bald zu Bett und schliefen vorzüglich, denn trotz gemeinsamer Schlafstätte hatten wir diesmal jede unsre eigene Decke.

Ostersonntag

Das erste Mal erlebten wir ihn in fremdem Land. Früh, etwa um acht brachte ein feierlich aussehendes Dienstmädchen heißes Wasser, öffnete die Fensterläden und verschwand wieder. Wir stöhnten über das Aufstehen, zogen uns gemächlich an und wurden durch den Gong zum Breakfast gerufen. Rachel ist bereits zur Kirche gegangen, Mrs Mahaffy fragt uns, ob wir lieber am Vor- oder Nachmittag oder beide Male hinwollten. Wir wählen den Nachmittag, da wir am Morgen Briefe schreiben müssen. Recht österlich ist uns nicht zumute, das Frühstück verläuft schweigsam, Professor Mahaffy, von den Seinen Master genannt, teilt aus. Mrs. Mahaffy verkündet uns mehrere Male, sie ginge jetzt zur Kirche, Elsie, Nena und ich ziehen uns ins Schulzimmer zum Schreiben zurück. Nena entdeckt ihre Photographie auf einem Nippbrett. Ich versichere ihr, sie sei erst gestern dorthin gestellt, was sie auch demütig glaubt. Elsie schreibt eine enorme Anzahl Briefe, auf jeder Seite vier Reihen, wir begreifen diese Massenfabrikation nicht ganz. Nach dem Lunch geht es zur St. Patrick's Kathedrale, Elsie ist plötzlich erkältet und bleibt zu Hause.

St. Patrick's Kathedrale ist eine alte gotische Kirche, mit ihr ist eng das Andenken Dean Swifts, des Verfassers von Gullivers Reisen, verbunden. Seine Geschichte erzählte uns Mrs. Mahaffy sehr ausführlich. Weniger ausführlich sei sie hier mitgeteilt. Dean Swift war eine äußerst bedeutende Persönlichkeit, dessen faszinierendem Wesen sich niemand, der je mit ihm in Berührung kam, verschließen konnte. Seine Hässlichkeit machte ihn vielleicht noch interessanter. Zwei Frauen liebten ihn leidenschaftlich, Esther Vanhomrigh, von ihm Vanessa genannt, und Esther Johnson – Stella. Letztere hatte er als kleines Mädchen aus Holland mitgebracht. Er gab sie in die Obhut einer alten Frau und übernahm eigenhändig ihre Erziehung. Begabt und schön, wie sie war, blieb ihre Liebe zu ihm nicht unerwidert. Sie weihte er in alles ein, mit ihr besprach er seine ehrgeizigen Pläne, und sie freute sich seiner wachsenden Macht und seines Einflusses.

Da lernte er, als er bereits ein hochberühmter Mann war und in London das Parlament mit seinem Wort regierte, Esther Vanhomrigh kennen, die bei weitem nicht die Lieblichkeit seiner ersten Esther besaß,

dafür aber Reichtum und ausgedehnte Besitzungen in Irland. Es schmeichelte ihr, dass dieser Mann sie beachtete, und er hütete sich wohl, ihr von Stella zu erzählen, die ebenso keine Ahnung von der Existenz ihrer Nebenbuhlerin hatte. Swift pflegte Vanessa oft auf ihrem irischen Landsitz zu besuchen und sie pflanzte ihm jedes Mal einen Lorbeerbaum. Doch der Tag kam, an dem die beiden Frauen voneinander erfahren sollten. Esther Vanhomrigh schrieb Stella einen Brief voll tödlichen Hasses, der in Swifts Hände gelangte. Am nächsten Morgen erschien er in Esther Vanhomrighs Haus, warf ihr den Brief vor die Füße und ritt fluchend davon. Sie aber stürzte besinnungslos zu Boden und verfiel in eine schwere Krankheit; als Dean Swift vernahm, dass sie nur noch wenig Stunden zu leben habe, bereute er seine Roheit und ritt „wie ein Dämon“ in der Nacht von Dublin aus zu ihr, um noch einen letzten Blick von ihr zu erhalten.

Später soll er sich heimlich mit Stella in St. Patrick's haben trauen lassen. Sein Ende war ein schreckliches. Er wusste stets, dass er wahnsinnig werden würde, und als er einst einen Baum, vom Blitz zersplittert, sah, sagte er: „So wird es mir auch gehen, das Haupt zuerst.“ In den letzten Jahren verlor er die Sprache, und seine Augen traten weit aus ihren Höhlen. Nur einmal, an seinem Geburtstage, als die St. Patrick's Gemeinde unter seinem Fenster ein Freudenfeuer angezündet, erlangte er die Sprache wieder und hielt eine furchtbare Rede, sich als den Elendesten aller Menschen verdammend und dem Volk hohnlachend zurufend, sie sollten einen Feiertag aus seinem Todestag machen. Dann sprach er niemals mehr bis zu seinem Ende. Stella starb einige Jahre vor ihm und wurde in St. Patrick's begraben; wir sahen ihren Grabstein. Späterhin bewahrte man ihren Schädel wie den Dean Swifts in einem Museum auf.

Ostermontag.

Am Morgen begleitete uns Rachel in die Nationalgalerie. Sie ist es überhaupt, die uns überall herumführt und sich durch keine Mühe verdrießen lässt. Elsie gibt uns immer die besten Wünsche mit auf den Weg, aber damit Punktum. Nur die Teas macht sie mit, wenn es sich lohnt, nämlich. Also, Rachel brachte uns in die Nationalgalerie, wo wir mehr bedeutende Gemälde vorfanden, als wir gedacht hatten. Rubens: St. Peter, St. Franziskus. Urteil des Paris (dies nur Kopie). Titian: Gang nach Emmaus. Murillo: St. Giovanni bambino. Signorelli: Gastmahl des Simon (ganz klein). Ribe-

ra: St. Joseph und ein anderer Heiliger. Perugino: Madonna. Van Dyk: einige Portraits. Paulus Potter – Ochsen – etc. etc.

Am Nachmittag, d.h. nach dem Lunch, zu dem wir hier gewöhnlich den Hut schon aufgesetzt haben, weil gleich darauf irgend etwas vorgenommen werden soll, begeben wir uns zum Tea zu Mrs. Mahaffys Schwester, Mrs. Stokes, die außerhalb Dublins in einer Art Landhaus wohnt. Es war ganz fein. Die Cousine Lily, ein blasses, blondes Mädchen, unterhält sich sehr nett mit uns beiden, die wir uns unter den übrigen anwesenden Ladies etwas vereinsamt vorkamen. Elsie hatte die Londoner Season aufs Tapet gebracht und war in ihrer Lebhaftigkeit auf einmal ganz verwandelt. Man sollte nicht glauben, wenn man sie so reden hört, dass sie schon über dreißig ist. Ein Onkel Henry bewegt sich als Hahn im Korbe zwischen den Sesseln umher, und da er nicht wusste, was er mit Nena und mir recht reden sollte, bot er uns von Zeit zu Zeit krampfhaft Kuchen an. Nicht allzu lange, und wir brachen wieder auf; komisch war, dass aus Elsies und Rachels Verhalten keinen Augenblick hervorging, dass sie sich bei Verwandten befanden. Hätten wir's nicht gewusst, wären wir gar nicht darauf gekommen.

Daheim ruhten wir etwas aus, darauf fing ich artig an, mich fürs Dinner umzuziehen, während Nena las. Zur Strafe dafür musste sie, als noch fähig dazu, Lady Forgestone unten im Salon für einen Augenblick empfangen, eine alte Dame, die uns für den nächsten Tag ihren Wagen borgen wollte. Für diesen Abend waren wir zum Dinner zu Mrs. Samuels eingeladen, eigentlich auch zu Mr., sie war aber die Hauptsache. Schon im Wagen, als wir hinfuhren, teilte uns Mrs. Mahaffy allerhand Bemerkenswertes über sie mit. Sie war Dichterin und hatte besonders St. Paul's in Versen besungen, die keine Newspaper verantworten zu können glaubte.

Doch ich habe ganz vergessen, den wichtigen Kasus zu erwähnen, dass wir weiblichen Personen erst nach dem Dinner bei Samuels antraten und nur die „Masters“ zum Essen vorangeschickt hatten: „Wir sind zu viele“ sagte Mrs. Mahaffy, aber ich glaube, sie tat es ihren Nerven zuliebe; Dichterinnen sind zuweilen etwas angreifend, das sollten wir auch merken. Rachel und Elsie verzichteten übrigens. Als Mrs. Samuels uns bei unserm Eintritt entgegenrauschte, war der erste Eindruck, den wir von ihr empfangen, ein durchaus befriedigender und unsern Vorstellungen entsprechender. Schwärmerische Augen, ein graugelockter Tituskopf, schwarzes,

ausgeschnittenes Samtkleid. „Oh Mrs. Mahaffy, I am so very, very glad, to see you!“ rief sie enthusiastisch. Dann wurden wir auch sehr herzlich begrüßt und den übrigen Anwesenden vorgestellt. Als älterer Gast war nur noch Madam Thiele aus Leyden da, a „dear old fat creature“, wie Mr. Mahaffy sich später ausdrückte. Die jüngere Gesellschaft bestand aus Coy, der ältesten Tochter des Hauses, einer Freundin von ihr aus London und zwei jüngeren, sehr niedlich angezogenen Kindern, die sich überall und nirgends herumtrieben und die man stets kichern hörte, ohne zu wissen, wo sie steckten. Coy ähnelte übrigens ihrer Mutter nicht im geringsten. Blühend, mit dicken blonden Locken und großen etwas vorstehenden blauen Augen, die Hände um die Knie geschlungen, sehe ich sie noch vor mir auf dem kleinen Divan sitzen.

Uns gegenüber hatten die „Mütter“ Platz genommen. Mrs. Samuels verschmähte für ihre Person einen prosaischen Sessel, sie ließ sich malerisch auf der Erde am Kamin nieder, verlor aber leider beim Ordnen der Falten das Gleichgewicht, und wir entsetzt Aufspringenden sahen sie bereits im Feuer; doch Mrs. Mahaffy griff tatkräftig zu, und es entspann sich ein höchst komischer Kampf. Mrs. Samuels wollte Mrs. Mahaffy nicht bemühen und die Hilfe nicht annehmen, setzte sich infolgedessen noch dreimal auf die Erde. Endlich stand sie keuchend und dankend wieder auf beiden Füßen und schien keine Lust zu haben, das Experiment noch einmal zu versuchen. Sie kam zu uns Jugend und verkündete uns geheimnisvoll, sie wolle uns etwas zeigen. Dieses etwas entpuppte sich als ein dickes eng beschriebenes Buch. „Ihrs“ dachten wir. Und wir hatten recht vermutet, Dichterwerke! Dies war allerdings nur eine Übersetzung aus dem Deutschen, Wilhelm Tell, die sie als ganz junges Mädchen angefertigt hatte.

„Oh, I was more a child then“ rief Mrs. Samuels immer wieder aus, während wir uns hinein vertieften, um aber jedem Missverständnis vorzubeugen, fügte sie stets hinzu: „but all, who saw it, were quite delighted.“ Wir schlossen uns also diesem People an und bewunderten auch wirklich aufrichtig die große Arbeit und dass das Deutsche stets daneben geschrieben war. Unsre Hoffnung, noch eigene Gedichte von ihr zu vernehmen, erfüllte sich nicht, dafür ließ sich Mrs. Samuels in ein eingehendes Gespräch über alle möglichen Dinge mit uns ein. Sie versicherte unter anderm, she loved German, she hated French mit einem Enthusiasmus und einer Liebenswürdigkeit, die uns fürchten ließen, dass wir, wenn wir French gewesen wären, dieselbe

Sache umgekehrt zu hören bekommen hätten. Weit überraschender war uns aber noch ihr Ausspruch, der uns beiden ganz im einzelnen betraf. „O, I love these girls“ rief sie Mrs. Mahaffy zu „they look like boys.“

Nun sollte musiziert werden, womit ich, als nicht in Frage kommende, sehr einverstanden war. Nena hatte auch keine Lust zu spielen, und nach einigem höflichen Drängen forderte Mrs. Samuels ihre Tochter Coy auf, den Anfang zu machen. Coy pilgerte dann auch ohne Widerstreben zum Klavier, wo ihre Mutter ihr die Noten bereits parat gelegt hatte. Das Spiel war recht fließend, wenn auch ausdruckslos; jedenfalls blieb sie niemals stecken. Mrs. Samuels lief unterderzeit von einem zum andern und versicherte jeden, der es hören wollte: „Oh she has the real genius.“ Ihre Tochter wurde von Zeit zu Zeit auch ermutigt: „Go on, go on, Coy, my child, you have the world before you!“ Trotz Mrs. Samuels Erklärung, Coy spiele nur Mozart und Beethoven, bekamen wir von diesen beiden gar nichts zu hören, sondern fast ausschließlich Mendelssohnsche Lieder ohne Worte, die die Freundin aus London zum Teil auf der Violine begleitete, wollte sagen Mandoline.

Auf einmal ging die Tür auf, und der ganze Schwarm der Herren kam herein, sehr animiert von dem vorzüglichen Dinner und der vorzüglichen Unterhaltung. Zu meinem großen Erstaunen erblickte ich unter ihnen Mr. Ridgway aus Cambridge, wie in aller Welt kam der hierher? Ich hoffte „der Wilde“ werde diesmal ebenso wenig Notiz von uns nehmen wie damals bei Mrs. Lewis' Dinnerparty, war aber kaum mit dem Gedanken fertig, als er auch schon vor mir stand, den Kopf weit vorgebeugt, am Bart noch die halbe Kaffeesahne, und etwas hervorstieß von fröhlichem Wiedersehen. Darauf sprang er auf allerhand anderes über und ich hörte und hörte und bemühte mich zu verstehen, musste dabei aber doch immer wieder auf die Bemerkungen der umherschwirrenden Mrs. Samuels hinhören, die meist so originell waren, dass man wünschte, sie zu behalten.

Endlich verstummte das Klavierspiel. Mr. Ridgway war gerade bei Antwerpen und seinen Kunstschätzen angelangt; er verstummte nun auch, was mir einen Seufzer der Erleichterung erpresste, und zog sich zu den übrigen Herren zurück, die sich in einen Knäuel möglichst weit vom Musikzimmer zusammengedrängt hatten. Ich meinerseits begab mich unter die schützenden Flügel Nenas, die neben Madam Thiele auf einem Divan saß; dieser wurde von den beiden ganz ausgefüllt, was aber nicht

die Schuld meiner Schwester war. Man sagte Coy einiges Schmeichelhaftes, der Freundin auch, dann stockte die Unterhaltung, denn Mrs. Samuels war zu den Herren gerauscht, um sie über ihrer Tochter Talent aufzuklären. Hoffentlich ließ sich die Mehrzahl besser überzeugen als Mr. Mahaffy, der am Tage darauf zu uns bemerkte: „Die kleine Samuels? Von musikalischem Gefühl keine Spur.“

Das Schweigen dauerte nur solange, wie Mrs. Samuels abwesend war. Mit ihrem Eintritt kam die Lebendigkeit wieder. Auf einmal wandte die Londoner Freundin, die neben mir stand, sich mit den Worten zu mir: „Do you write?“ Da ich hinter dieser einfachen Frage Höheres vermuten musste, bat ich, sie möchte sich deutlicher ausdrücken. „O, ich meine, ob Sie für Zeitungen, Zeitschriften oder dergleichen arbeiten? Ich schreibe für Londoner Blätter. Einmal habe ich einen Preis bekommen.“ Damit drehte sie mir den Rücken zu, ehe ich Bewunderung murmeln konnte. Also die Backfische sind auch schon literarisch tätig in diesem Land, in dem wir ja kaum einem, hauptsächlich einer begegnet sind, die es nicht gewesen wäre. Ob wohl die Papierkörbe der Verleger in den hiesigen Witzblättern eine noch entsprechend größere Rolle spielen als bei uns?

So amüsant es bei Samuels war, tat es doch nicht allzu leid, als Mrs. Mahaffy verkündete, es sei Zeit aufzubrechen. Allerdings zwischen dem Aufbruch und dem glücklich in den Wagen speditiert werden, verging noch eine gute halbe Stunde, da Samuels uns nicht erließen, alle Kunstschätze, die auf dem Wege vom Salon bis zur Haustür aufgestapelt waren, eingehend zu betrachten. Wir überließen das Bewundern meist Mrs. Mahaffy, die das ja so gut verstand und sich mit teilnehmender Wärme nach jeder Kleinigkeit erkundigte; daher überraschte es uns einigermaßen, als sie uns im Cab nachher mitteilte, so etwas von geschmackloser Zusammenstellung sei ihr noch nicht vorgekommen.

Dublin. d. 7. April

Liebe Mutter,
L endlich bekommt Ihr einmal einen Brief von mir; aber glaubt mir, stets kommt etwas dazwischen. Wir leben hier bei Mahaffys ein sehr vergnügtes Faullenzlerleben und sehen jeden Tag – o wieviel! Ich will mit vorgestern beginnen. Da sollte nämlich eine Morgentour nach dem Phönixpark unternommen werden; Lady Forgestone hatte uns ihr Cab geliehen. Es war furchtbar windig, und wir flogen aus dem kleinen Gefährt beinahe hinaus, von Unter-

haltung war natürlich nicht viel die Rede. Wir vier jungen Mädchen fuhren ganz allein in Gesellschaft eines Riesenkorbes, dessen Inhalt wir bald erfahren sollten.

An den Phönixpark knüpft sich ein Ereignis, das uns Mr. Mahaffy schon vorher erzählt. In den achtziger Jahren, als sich die Irländer auflehnten gegen die englische Regierung, wurden hier im Park zwei Herren, hohe Beamte, angefallen und ermordet. Mr. Mahaffy hatte diese Herren bis zum Eingang des Parks begleitet, als ihm irgend ein kleines Geschäft einfiel, das er noch zu erledigen hatte, und er deshalb mit Bedauern umkehrte. Man kann sich denken, mit was für Gefühlen er die Tat der rache-durstigen Iren vernahm! Elsie und Rachel zeigten uns auch die Stelle, wo der Mord geschehen, erstere mit großer Seelenruhe.

An einem kleinen Stationshaus stiegen wir aus, übergaben unsre überflüssigen Sachen dem Pförtner, und wanderten ins Blaue hinein, Rachel mit dem Korb voran. Es galt eine windfreie Stelle zu finden, wo wir uns niederlassen konnten, um unsern Tee zu trinken, oder, was weit wichtiger war, ihn zu kochen. Bald sahen wir ein, dass unser Wunsch ein unbescheidener und unerfüllbarer dazu war; überall umblies uns der Wind mit der gleichen Fröhlichkeit, so dass wir uns schließlich resigniert einen Rasenhügel auserkoren, der die Aussicht auf einen sehr niedlichen Fischteich hatte.

Der Korb wurde ausgepackt; eine Teemaschine, eine Flasche Wasser, Rosinenbrot, Butter, Zucker, und ein Teebriefchen erschienen. Rachel zündete die Maschine an und setzte bei der Gelegenheit einen ganzen Busch in Flammen. Mit vereinten Kräften löschten wir das Feuer, und dann begann geduldiges Warten auf kochendes Wasser, d.h. seitens Rachels und Elsies, Nena und ich nahmen unsere Skizzenbücher unter den Arm und gingen auf die Suche nach einem Motiv. In den Parks befand sich auch ein zoologischer Garten; hierher lenkten wir unsere Schritte, verfielen auf den unglücklichen Gedanken, einen Elefanten zu portraituren, und nachdem dies uns beiden bis auf einen glänzenden Rüssel missglückt, kehrten wir um einen Gummi ärmer zum Tee zurück.

Von diesem war die größere Hälfte bereits verschwunden, ebenso wie vom Rosinenbrot; etwas enttäuscht bedankten wir uns für die kleinen Stückchen, die uns Rachels Güte zuteil werden ließ, tranken unsern Tee und erhoben uns dann auf Elsies Befehl. Wir mussten uns beeilen, wenn wir die wilden Tiere noch sehen wollten.

Als das Bemerkenswerteste erschienen vier Löwen, einige Tiger und niedliche Affen, aber dergleichen kann man ja auch in Deutschland genießen, so will

ich uns denn nach Hause fahren lassen, so eingewickelt, dass wir nichts von der Gegend sahen, also auch nichts davon erzählen können. Am Abend nach dem Dinner (wenn ich mich recht erinnere, war dazu ein Professor eingeladen worden, der wie 17 Jahre aussah und in Wirklichkeit 40 zählte) wurden Pläne für den nächsten Tag gemacht. Rachel und ich sollten gleich früh in die moderne Exhibition gehen, worauf ich mich natürlich sehr freute. Darauf sollten wir direkt damit verbinden die Bibliothek und noch einmal die Nationalgalerie.

Es kam alles nach Verabredung. Um zehn machten Rachel und ich uns auf den Weg und fanden im Ausstellungsraum schon eine Menge Kunstdurstiger. Rachel kaufte einen Katalog, von dem ich hoffte, sie würde ihn mir zur Erinnerung schenken, was aber nicht geschah. Ich glaube kaum, dass Euch eine Beschreibung der einzelnen Gemälde sehr interessieren würde, mir gefielen sie im Augenblick sehr gut, ja, begeisterten mich zum Teil.

(Aber da ich jetzt, wo ich diesen Brief kopiere, mich von all den Bildern nur noch auf ein einziges besinnen kann, Stella, das mich um des Gegenstandes willen interessierte, sieht man, wie wertlos es zuweilen mit der Begeisterung ist. Es waren eben alles Malereien, die einen im Augenblick frappieren, im Gedächtnis aber zu einem einzigen Eindruck zusammenschmelzen.)

Als wir genug hatten, gingen wir weiter zum College. Hier setzte mich Rachel in der Bibliothek ab, versorgte mich mit Lektüre und ließ mich dann allein, um einige Besorgungen zu machen. In dem großen runden Saal saß das verschiedenste People beisammen, schweigsam arbeitend. An den Wänden waren überall Schilder angebracht „Sprechen verboten.“ Neben mir an einem andern Pult saß ein Handwerksbursche, der so furchtbar schnaufte, dass er mich um alle Gemütlichkeit brachte. Der Ärmste war anscheinend stark erkältet. Zur Strafe beschloss ich, ihn abzuzeichnen, als gerade Rachel zurückkam und mir verkündete, es sei Zeit zum Lunch.

Der Anziehungspunkt des Lunch Rooms bestand für mich in einem schwarzgelockten Jüngling, einem irischen Dichter, wie mir Rachel zuflüsterte. Allerdings beschränke sich sein Ruhm eigentlich nur auf Dublin; seine Dramen hätten sämtlich schon vor ihrer Entstehung existiert, und seine Lustspiele entbehrten der Pointe – aber schließlich ein Dichter war er doch – ich beobachtete ihn aufmerksam. Heftig gestikulierend saß er in seiner Ecke und schien einigen Freunden, die sich um ihn geschart hatten, etwas zu erklären. Ein ganz würdiges Pendant zu Mrs. Samnells.

Gestärkt, begaben wir uns in die Nationalgalerie und besichtigten hier die berühmte irische Portraitsammlung. Rachel erzählte mir die Lebensgeschichten der großen Männer, die einander verzweifelt ähnlich sahen, wenigstens die alten Kupferstiche, und dann ging's heim. Ich war ziemlich müde, aber anstatt, wie ich gewünscht, gleich oben in mein Zimmer laufen zu dürfen, um mich mit einem interessanten Buch auszuruhen, musste ich in den Drawing Room, denn Mrs. Mahaffy hatte Empfangsnachmittag!

Zwei Tage später schreibe ich weiter. Entschuldigt die schauerhafte Tinte, aber Elsie hat uns die gute soeben fortgenommen. Elsie leistet in der Beziehung überhaupt etwas an Unbefangenheit. Von dem Empfangsnachmittag ist einiges Charakteristisches zu berichten. Erstens war es möglich, dass viele der Kommenden wieder gingen, ohne dass wir ihnen vorgestellt worden wären und ohne dass sie ein Wort mit uns gewechselt hätten. Nur zwei Damen wurden wir bekannt gemacht, die uns zum Tea einluden. Eine kleine deutsche Gouvernante erschien auch, sonst kannte sie Mahaffys gar nicht, aber sie hatte gehört, es sei deutscher Besuch da, und sie hatte solange keine Landsleute gesehen! Sie erzählte uns mancherlei von ihrem englischen Leben und war so glücklich, mit uns in ihrer Muttersprache sprechen zu können, dass es uns ordentlich rührte. Merkwürdigerweise war es auch uns ordentlich eine



Erholung, uns mit ihr zu unterhalten in ungezwungener deutscher Art und Weise, wir, die wir doch erst ein paar Wochen in England zugebracht.

Einen der beiden Teas haben wir bereits hinter uns, ich kann Euch versichern, es gibt nichts Langweiligeres. Man zieht sich gar nicht aus, setzt sich, wenn man einen Sessel findet, sonst bleibt man stehen, sagt etwas, wenn man etwas zu sagen weiß – sonst schweigt man. Aus Höflichkeit in ein Gespräch hineingezogen wird man nicht. Gelegentlich bekommt man ein Tässchen Tea, und wenn man dieses geleert, steht man auf und geht wieder fort. Auf dem Flur begegnet man neuen anrückenden Ladies, denen voran der Livréediener stürzt, um ihren Namen in den Salon zu schreiben. Das ist die Vorstellung. Ein gemeinsames Kommen und Gehen gibt es nicht. Dergleichen einmal zu beobachten, ist ja ganz interessant, aber immer!

Donnerstag war ein sehr feiner Tag. Wir hatten nämlich die Absicht nach Schloss Howth zu fahren, das ungefähr in zwanzig Minuten mit der Bahn zu erreichen ist. Der Himmel sah uns zwar finster an, und als wir den Bahnhof erreicht, goss es in Strömen, dennoch wagten Nena, Rachel und ich (eine solche Partie konnte man Elsie ja nicht zumuten) uns in den Zug zu setzen. Wir hatten eigentlich erwartet, Mr. Mahaffy und Vater würden sich vom College aus mit uns vereinigen, aber sie erschienen nicht, so sausten wir allein in die nasse Welt hinaus, hoffend, unser Mut werde seine Belohnung finden. Ich hatte ein etwas schlechtes Gewissen, da ich die andern zu der Fahrt überredet hatte, denn es lag in meinem besonderen Interesse, Schloß Howth zu sehen. Mrs. Mahaffy hatte uns erzählt, es gehe dort ein Geist um, seit dem Tage, an dem sich zwei Brüder des Geschlechts beim Lunch gegenseitig erschossen.

Es klingt diese Art von Mord nicht sehr romantisch, aber jedenfalls ist ein „haunted castle“ immer romantisch, und ich brannte darauf, es zu betreten. An der Station angelangt, bemerkten wir mit Befriedigung, dass es wenigstens nicht mehr goss, sondern nur noch sachte sprühte, was man in diesem Lande des Regens schon als schön Wetter zu bezeichnen pflegt: „When the barometer rises very, then it rains in Cork and Kerry, when the barometer falls, o York! Then it rains in Kerry and Cork!“ sagt ein irisches Sprichwort.

Wir warteten noch eine kleine Weile im Wartesaal des Bahnhofs. Ich malte mit mehr Verzweiflung

als Enthusiasmus durch das Fenster die Island of Ireland, während mir Rachel die Wasserflasche hielt und dabei von Magdalena abgezeichnet wurde. Dann machten wir uns wohlgeschürzt auf den Weg und erreichten bald die herrlichen, vollständig grünen Parks des Schlosses. Am Eingang stand ein uralter, geborstener Baum, einst von einer übelwollenden Persönlichkeit gepflanzt, die die Worte dabei gesprochen haben soll: „Mit diesem Baum stirbt das Geschlecht der Howths aus.“ In der Tat ist der jetzige Stammhalter ein alter Junggeselle ohne Geschwister. Mahaffys hatten das nahe Ende des Baums prophezeit, wir entdeckten aber mit Vergnügen mehrere frische Triebe an ihm. Das Schloss selbst ist ein weißes Gebäude, dick von Efeu umspinnen, d.h. die Vorderfront nicht, die in ihrer völligen Einfachheit des Stils ziemlich nüchtern aussieht. Von Geistern oder deren Spuren war fürs erste noch nichts zu erblicken, nur etwas verlassen sah das ganze aus; Mylord ist nämlich in Südfrankreich.

Rachel wünschte sich von der Kastellanin einen Shawl für Nena zu borgen, so kamen wir trotzdem in das Innere, wenn auch nur in den ersten Saal, wo wir auf das Tuch warteten. Alle Möbel waren verhängt, die Stühle und Tische zusammengeschoben und aufeinandergestellt, die Teppiche aufgerollt und statt dessen Decken auf das Parkett gelegt, kurz, es herrschte große Ungemütlichkeit und Unordnung, was die lächelnden Ahnen, die von der dunkel getäfelten Wand herniederschauten weiter nicht zu stören schien. Ich sah noch begierig in die anstoßenden Räume, wagte mich aber nicht zu erkundigen, wo das Unglück passiert wäre.

(Elsie ist herausgegangen, da will ich die Gelegenheit ergreifen und mir ihre gute Tinte holen.)

Nach dem Besuch im Schloss nahmen wir ein Cab; Nena wickelte sich wie eine Mumie ein und fort ging's zum Landhause der Großmutter Mahaffy. Dies ist leichter geschrieben, als wie es getan war. Wir mussten über einen furchtbar steilen Hügel, und die armen Pferde keuchten, da ihnen noch dazu der Wind entgegen kam. Der Regen hatte mittlerweile aufgehört, und die Aussicht auf die irische See, die mit den ersten Sonnenstrahlen ihre entzückenden Farben wiederbekam, war prächtig. Auf der Höhe angelangt, setzten sich die Pferde in Trab. Wir streiften einige Landhäuser, so auch das von Prof. Samnells, und freuten uns, dass wir das der Großmutter noch nicht erreicht hatten. Die Fahrt war zu köstlich, wir lachten und schwatzten nach Herzenslust. Endlich ging's wieder ein wenig bergunter, wir sausten durch einen schmalen Weg, von zwei goldenen Ginsterhecken eingefasst, dann noch ein paarmal zick-zack hinunter und schließlich

bog der Wagen mit einer scharfen Wendung in den Park der Mrs. Mahaffy ein. Das Landhaus lag wundervoll. Auf einem Felsen, der steil ins Meer abfiel, und mitten in einem herrlichen Garten voll seltener Blumen. Wir stiegen ab, bewunderten einige Augenblicke die Aussicht, zogen dann aber vor, da wir sehr nass waren, erst einmal ins Haus hineinzugehen. Etwas erstaunt über unsern Besuch, von Anmeldung war keine Rede gewesen, empfing uns eine alte würdige Dame, die sogleich ihre Tochter herbeirief, um uns ablegen zu helfen. Dann erquickte uns ein merkwürdig flink bereitetes Frühstück, und darauf verriet Rachel die Absicht, eine Freundin in einem nahe liegenden Country-House zu besuchen; wir sollten sie begleiten. Eigentlich hätten wir vorgezogen zu bleiben und etwas zu zeichnen, aber wir waren artig und trotteten mit. Bei der Freundin befanden sich noch andere junge Ladies, die eine malte auch, ihre Werke standen überall umher. Desgleichen waren zwei Kinder eifrig mit Pinseln beschäftigt. Die eine fiel uns auf als erstes English Girl mit einem Zopf, die andere beschlossen wir nicht zu sehen, da sie mit ganz infam affektierter Miene um uns herumschwänzelte, Witze machte, über die sie selber laut lachte, und das Gespräch der andern störte. Nach einiger Zeit verschwand sie, um laut draußen an die Tür zu ballern, und da niemand darauf reagierte, erschien sie wieder mit tief beleidigter Miene und begann ihre Künste von neuem. Wir sagten ihr nicht einmal Adieu, während Rachel ganz nett zu ihr war; als wir sie nachher fragten, was sie von dem Girl hielte, sagte sie: „ich mag sie gern, weil niemand sonst sie leiden mag.“

(Elsie ist wiedergekehrt und fordert ihre Tinte. Ich sage „meine ist so furchtbar blass“ – Antwort: „ach, Sie lieben keine blasse Tinte?“ Sagt's und trägt ihr Fässchen fort.)

Zu der Großmutter zurückgekehrt, begab ich mich in ein Bodenstübchen und zeichnete, vielmehr malte aus dem offenen Fenster ein Stückchen Meer.

Viel Zeit war zwar nicht mehr, ich musste mich tüchtig beeilen, was ja nie besonders günstig ist. Zwischendurch brachte mir ein Mädchen Tee und Kuchen herauf. Dann erschien es wieder mit der Meldung, nur noch zehn Minuten! Fünf davon benutzte ich dazu, meine Landschaft radikal zu verderben, da erschien Rachel oben; alles wurde in Hast zusammengerafft, meine Handschuhe ließ ich im Stich; die andern holten uns im Sturm herunter, allerhöchste Zeit, sonst verfehlt ihr den Anschluss! Kaum sagten wir der Tante Adieu, bis zur alten Lady zu gelangen war ein Ding der Unmöglichkeit. Wie wir und das Unsere ins Outside-Cab gelangten,





weiß ich nicht, jedenfalls jagte der Wagen nach einigen Sekunden Einschachteln mit uns davon. Ein letzter Blick zurück, um die Ecke und hinunter ging's diesmal einen holprigen, grässlichen Weg, der den Vorzug hatte, dass er abkürzte. Rachel war etwas ärgerlich auf uns und unsere Unpünktlichkeit, und wir ließen die Köpfe hängen und bemühten uns, wenigstens nicht noch eins der bei dem Winde bedenklich fliegenden Plaids zu verlieren.

„We are too late, Miss“ sagte der Kutscher schmunzelnd und schlug auf seine armen Pferde ein, und o Schrecken, da sahen wir bereits den Zug in paralleler Linie mit uns in einiger Entfernung dahinrasen. Mit der Lokomotive konkurrieren zu wollen, war allerdings kühn, und doch ließ unser Rosselenker auch dies nicht unversucht. Unsere einzige Hoffnung waren die drei Minuten Aufenthalt. Vor der Bahnhofshalle Stopp, wir sprangen herunter, unsere Sachen stürzten uns nach, wir sammelten sie auf, stürmten durch die Halle auf den Perron in das Coupé gegenüber, das noch offen stand, eins erster Klasse, und hatten die Tür noch nicht geschlossen, als sich der Zug schon in Bewegung setzte. Ein tiefer deutscher Seufzer der Erleichterung. Rachels Verstimmung war verflogen, aber sie hielt uns eine kleine Mahnrede, die wir reuig anhörten, ohne recht zu wissen, was wir verbochen hatten. In Dublin, wer stieg ein paar Coupés weiter von uns aus? Mr. Mahaffy und Vater, die ebenfalls mit einem späteren Zug nach Howth gefahren waren. Vater war natürlich wieder mit allerhand Kraut beladen, außerdem hatte er sich ein Blatt vom Ahnenbaum gepflückt, das er Nenas Obhut anvertraute; diese hat es indes verloren und seitdem fortwährend in der Versuchung geschwebt, es durch ein beliebiges Neues zu ersetzen.

Jetzt kommt der Freitag daran, einer der schönsten Tage, die wir hier erlebt; wir waren nämlich zu Lord Powerscourt zum Lunch eingeladen. Das Wetter sah wieder nicht verheißungsvoll aus, und es hatte bei der Partie eine große Rolle zu spielen, da wir nach der dreiviertelstündigen Eisenbahnfahrt noch eineinhalb Stunden durch die Berge im Outside-Cab zu kutschieren hatten. Aber wieder wurde gewagt, und wie am vorigen Tag folgte dem Wagen ein Gewinn. In Bray, der Endstation, lachte bereits blauer Himmel über uns, nur war es so stürmisch, dass die Fahrt im Wagen nicht ohne Gefahr, hinausgeschleudert zu werden, ablief, als wir nämlich glücklich in unserm Zweirädrer drin saßen. Sonst war die Tour entzückend. Die Berge wundervoll gefärbt, der überall wiederkehrende Ginster an den Abhängen, die irischen Hütten, die wir passierten,

malerisch ins Grüne hineingekleckst, mit schadhaften Strohdächern gedeckt und höchstens mit ein oder zwei heilen Fenstern versehen. Mr. Mahaffy erzählte, in diesen Hütten spazierten die Schweine als gerne gesehene Hausgenossen aus und ein! Die Hälfte des Weges wollten die beiden Herren zu Fuß zurücklegen, Magdalena und ich sollten mit dem Kutscher solange vor dem Parktor warten, bis sie uns nachgekommen wären. So fuhren wir denn Rücken an Rücken noch eine gute halbe Stunde allein, dicht am Rande einer tiefen Schlucht ziemlich steil hinauf, nur bedauernd, dass wir immer eine verschiedene Aussicht hatten und so das Entzücken über dies und jenes nicht teilen konnten; denn Umdrehen war eine Unmöglichkeit. Das Parktor war erreicht, ehe wir's uns versahen. Vater und Mr. Mahaffy ließen auch nicht lange mehr auf sich warten; ein Pförtner erschien und öffnete respektvoll, obwohl wir alle nicht sehr respekteinflößend aussahen, die Herren verstaubt mit aufgekrempelten Beinkleidern und verdrückten Hüten, wir mit halb aufgelösten Haaren.

Zehn Minuten hatten wir noch bis zum Schloss zu fahren, was doch etwas sagen will für die Größe des Parks, der sich nach Mr. Mahaffys Aussage noch meilenweit hinter dem Herrenhaus ausdehnen sollte. Wir hielten. Einige Diener stürzten heraus und öffneten die Tür, die in die große Halle führte. Wir traten ein, im selben Moment rief eine gewaltige Stimme: „Shut the door.“ Allerdings hatte der Windstoß, der uns nachfolgte, schon einige Verheerung im Saal angerichtet. Übel zugerichtet, wie wir waren, traten wir jetzt dem Lord, dem Eigentümer der gewaltigen Stimme, entgegen, Nena und ich etwas befangen. Der Lord begrüßte uns sehr herzlich auf deutsch und sagte, wir möchten uns nur recht schnell ausziehen, das Lunch sei bereit. Dann trabte er, an jeder Seite einen unserer Beschützer, davon und ließ uns trostlos zurück. Kaum hatten wir Zeit, einen Blick um uns zu werfen, alle Wände waren dicht mit Geweihen behängt, in der Mitte der Halle standen lange eichene Tische, auf die wir unsere Tücher und Mäntel warfen. Etwas oberflächliches Kämmen und Bürsten, und wir folgten dem harrenden Lakaien, der uns in den Lunch Room brachte. Hier begann unsere Verlegenheit erst recht.

An der Spitze der Tafel saß die Lady, sehr aufrecht und sehr unnahbar. Sie begrüßte uns herablassend freundlich und wies uns unsere Plätze an. Zuerst wurde kein Wort gesprochen, nur Mr. Mahaffy warf zuweilen eine Bemerkung hin, über unsere Fahrt, über das Wetter usw. Geschäftige Diener setzten

die gefüllten Teller vor uns hin und zogen sich wieder geräuschlos zurück. Unsere Tischgenossen bestanden außer Lord und Lady in einer deutschen Gouvernante, den Söhnen und einer etwa vierzehnjährigen Tochter. Neben mir saß der junge Stammhalter, ein hochaufgeschossener Jüngling mit hübschem offenem Gesicht, der nach einiger Zeit ein Gespräch mit mir begann. Ob ich Hannover kenne? Ob dort die Oper gut sei? Er würde jetzt bald nach Deutschland gehen, um die Sprache zu erlernen; als Offizier müsse er entweder französisch oder deutsch fließend sprechen können und er werde in die Leibgarde der Königin eintreten.

Ich verstand die gute Hälfte von dem, was er sagte, antwortete aber knapp, um nicht zu verraten, dass ich die andere Hälfte nicht begriffen. Unter der Zeit begannen die beiden anderen Jungen uns gegenüber sich heimlich zu unterhalten und zu kichern, was einem zugleich unbehaglich und wohltuend war; es berührte einen menschlich in dieser aristokratischen Atmosphäre. Mit dem Gefühl, mich wie ein Einfaltspinsel benommen zu haben, erhob ich mich, nachdem die Lady die Tafel aufgehoben. Der Lord schlug vor, er wolle uns sein Schloss zeigen, es gäbe da allerhand zu sehen, – allerdings allerhand!

Sehr befriedigt mit der Wendung der Dinge, wünschten wir allen gesegnete Mahlzeit und verließen den düsteren Esssaal. Nun fing unser Staunen an und unser ungestörtes Genießen. Ich sage Euch, man konnte es beinahe nicht fassen, diese Unmenge von Kostbarkeiten und wundervollen Räumen. Da waren Säle mit herrlichen gewölbten Decken, getragen von Marmorsäulen, die alten italienischen Kirchen entstammten. In diesen Sälen befanden sich berühmte Statuen, alles Originale, von denen das deutsche und russische Kaiserschloss Kopien besitzt. Die Wände wiesen dicht neben einander gehängt Originalgemälde von Titian, Philippo Lippi, Lukas Cranach, Ruisdael, Tintoretto, Caravaggio etc. etc. auf. Die Möbel waren chinesisch, altvenetianisch, japanisch, alles durcheinander. Wundervolle Tische mit Mosaiklandschaften standen an den Fenstern. Eine riesige chinesische Porzellanvase wurde uns gezeigt, aus dem Palast in Peking bei dem letzten Kriege geraubt. Aus Nürnberg entzückende Statuetten, alte mächtige Truhen mit kunstvollen Geheimschlössern usw. Die Vorhänge bestanden aus den kostbarsten Gobelinstickereien, ganze Jagdszenen darstellend usw. Ich habe nicht alles behalten können, es war zu viel. In den Vorsälen hingen Geweihe von prähistorischen Hirschen in enormer Anzahl, außerdem Geweihe von Elentieren einer jetzt noch vorhandenen Gattung, zum Teil sehr

kostbar. Zum Schirmständer diente ein ausgehöhlter Elefantfuß; den Elefanten hat der Lord selbst in Afrika gejagt. Im Hauptsaal, der ganz rot ausgeschlagen war, stand unter anderem eine Statue, die die Lady vorstellen sollte, von Erkennen war aber keine Rede. Lady Powerscourt ist absolut nicht hübsch, und dies war ein entzückender Kopf.

Der Besichtigung des Schlosses folgte die Besichtigung des Parks. Er ist terrassenförmig angelegt, mit vielen Statuen, Teichen, Springbrunnen versehen. Blühende Rhododendren in Masse und in einer Größe, wie wir sie nie vorher gesehen, leuchteten zwischen dunklen Fichten und Taxushecken hervor. Mit Stolz zeigte uns der Lord zwei wundervolle Marmorstatuen, die einem Berliner Atelier entstammen und die der alte Kaiser Wilhelm, als er einst den betreffenden Künstler besuchte, durchaus haben wollen – er erhielt aber nur Kopien. Wir kamen an einem reizenden Pavillon vorbei, von dem man einen Ausblick auf den Park, auf die sich direkt an diesen anschließenden Berge und auf das dahinter liegende Meer genoss. Wir setzten uns einen Augenblick, und natürlich war auch dieser Pavillon nicht ohne Merkwürdigkeiten. An jeder Seite befand sich ein alter, indischer Grabstein, den Lord Powerscourt einst von einem indischen Priester zum Geschenk erhalten; dieser hatte eine Gegengabe dafür verlangt, und so sandte ihm der Lord einen illustrierten Shakespeare, Prachtausgabe.

Wir gingen weiter. Die verschiedenen Teile des Parks waren durch schmiedeeiserne Tore voneinander getrennt, die einst Kirchen in Bamberg und Nürnberg geschmückt. Der Lord bedauerte, dass in Deutschland derartiges jetzt nicht mehr zu haben wäre, alles sei in Museen untergebracht; wir waren herzlich froh darüber. Der letzte Glanzpunkt war das Gewächshaus, oder besser die Gewächshäuser. Sie übertrafen das der Großmama Mahaffy in Howth (ich habe es da übrigens ganz vergessen zu erwähnen) noch bei weitem. Die exotischen Blumen betäubten uns fast mit ihrem Duft. Der Lord schenkte Nena und mir jeder eine kostbare Blume, die zu Hause sofort gepresst wurde.

Zum Tea kehrten wir in den Drawing Room zurück, wo wir die Lady und ihre Tochter antrafen. Die beiden jüngeren Kinder, die sehr niedlich sein sollten, waren leider krank und lagen zu Bett. Lady Powerscourt war sehr freundlich und weit weniger herablassend als beim Lunch; es freute sie offenbar, dass uns das Schloss so imponierte. Der Lord erlaubte uns nicht, uns zu setzen, wir mussten durchaus noch seine Waffensammlung sehen. Dass

ein Schwert Karls V. darunter war, habe ich behalten. Der Tea ging uns so ziemlich verloren, denn unter der Zeit war der Wagen angespannt. Rasch wickelten wir uns ein, bedankten uns tausendmal und bestiegen dann bewaffnet mit ein paar Blumensträußen unser Cab. Der Lord stand noch eine Weile unter der Tür und winkte uns Lebewohl zu. Glücklicherweise zählt Powerscourt zu den schönsten Besitztümern hier, wenn ich denken müsste, dass es noch schönere gäbe ...! Dies war der Freitag.

Gestern, Sonnabend, besahen wir das College gründlich. Die Bibliothek gefiel uns sehr, dass sie aber schöner sein sollte nach Mr. Mahaffys Aussage als die Trinity Library in Cambridge, konnten wir nicht finden. Interessant für uns war hauptsächlich das Book of Kells, eine Bibel mit herrlichen Illuminationen, (7. Jahrh.). Ferner eine ganze Reihe Handschriften berühmter Männer usw. Die ersten Ausgaben von Händels Oratorien, etc. etc. Im Lunch Room vereinigten wir uns mit Mrs. Samnells, Mr. Gwyen und Madam Thiele zu einem delikaten Frühstück. Madam Thiele lud uns herzlich ein, sie auf dem Rückweg in Leyden zu besuchen. Vielleicht können wir es mit Belgien verbinden. Was stand in dem Brief von Mrs. Mahaffy? Hebt ihn doch auf. So nun seid ihr erlöst, 32 Seiten! Mahaffys mockieren sich schon über unsere langen Briefe. Mr. Mahaffy sagt stets: „They are writing volumes.“

Sonntag. d. 9. April

Tagebuch.

Früh Briefe geschrieben, Nena kopiert ein welches Lied. Zur Kirche gehen wir wieder nach St. Patrick's, Vater holt uns ab. Wir fahren mit der Trambahn hin, die alle Augenblicke stehen bleibt, schlimmer als in Halle. Dazu gießt's schrecklich. Wir durchstöbern die Kirche nach Swifts und Stellas Grab und setzen uns auf einen Platz, wo man leicht herauskann; Vater war nämlich schon einmal in der Kirche, und vor einem Service von zweieinhalb Stunden haben wir allen Respekt. Mrs. Samnells ist auch da. Der Chorgesang ist sehr hübsch, ein langes einförmig abgesungenes und völlig unverständenes Gebet folgt. Das Erscheinen des Predigers auf der Kanzel ist das Signal zum Aufbruch. Vor der Tür bekommt Vater Gewissensbisse.

Wir tappen heim durch den Regen. An einer Straßenecke ist ein Auflauf. Ein Mann in braunem Regenmantel hält eine Predigt, umgeben von einigen Getreuen, Männern und Frauen, alle unter Schirmen. Ein Polizist passt auf, aber die herbeikommen-

den Leute hören ganz andächtig zu. Die Predigt war sehr hübsch, (denn auch wir können nicht unterlassen stehen zu bleiben) dann aber stimmen sie in Marschtempo einen Choral an, bei welchem zweifelhaften musikalischen Genuss wir uns entfernen. Vater geht ins College und wir nach Haus.

Unterwegs raisonnieren wir ein bisschen über die gelegentliche Unhöflichkeit und Selbsteingenommenheit der Engländer, wie zur Strafe dafür empfangen uns Elsie und Rachel äußerst liebenswürdig mit Tea, und der übrige Sonntag verläuft sehr nett. Die Hunde müssen singen: God Save the Queen; Elsie und Nena musizieren darauf etwas; Elsie Wagner und Magdalena Grieg. Elsie spielt augenscheinlich lieber selber, als dass sie zuhört. Am Abend kommt Vater zum Dinner, Mrs. Mahaffy erzählt von merkwürdigen Grabschriften. Erstlich eine, die ziemlich bekannt ist:

Under the shadow of this ancient yew
Lie the mortal remains of Jonathan Blue,
His name was Black, but that would not do!

Die zweite, übersetzt, so:

Hier ruhen die Überreste von Lady O'Goony, Großnichte von Burke, genannt der Erhabene, Sie war höflich, leidenschaftlich und tief religiös, sie malte in Wasserfarben und sandte viele Bilder nach der Königlich Akademie „denn solcher ist das Himmelreich.“

(Die Büste jenes Burke sahen wir später in London im Parlamentsgebäude.)

Montag. d. 10. April.

Elsie kommt wieder zu spät zum Frühstück, Erhielt einen leichten Verweis. Ich bin neugierig, ob sie morgen früh aufsteht, um uns Adieu zu sagen. Mrs. Mahaffy empfiehlt uns, gleich früh zu packen, da am Dienstag Morgen wenig Zeit ist. Wir haben an diesem letzten Tage noch zwei Teas vor; möglicherweise werden wir den Herzog und die Herzogin von York sehen, die heute in Dublin einpassieren wollen. Nachdem Magdalene gepackt hatte, was zu packen war – unsere seidenen Blusen brauchten wir ja noch für die Teas –, holte sie Vater vom College ab, um mit ihm einige Besorgungen zu machen. Sie kaufte einige Photographien, für Änne eine englische illustrierte Geschichte „for children“, für Mutter ein wunderhübsches Armband. Außerdem für unsere Bekannten irische Schweinchen, teils aus dem speziellen schwarzen Holz, teils aus irischem Marmor, kleine Kessel, Broschen etc.

Unterdessen nahm mich Mrs. Mahaffy mit in die botanischen Gärten, die wunderschön sind, wo Mrs. Mahaffy über jede Blume in solches Entzücken geriet, dass ich vor lauter bewundern Müßen nicht recht zum Genuss kam. Zum Lunch findet sich die Familie wieder zusammen. Nach dem gehen wir zum College, weil vielleicht der Herzog von York da vorbeikommt. Rachel, der eigentlich nichts daran liegt, ihn zu sehen, begleitet uns. Sie fragt jeden Polizisten, wann er käme, um die Durchschnittsantwort zu erhalten. Diese lautet: „Halb sechs Uhr.“ Also ziemlich aussichtslos, ihn zu erblicken, wegen der Teas. Ich verwünsche dieselben im Stillen. Wir besichtigen, um die Zeit auszufüllen, die Christ Church, die zweitgrößte Kathedrale in Dublin.

Ein Küster, aufgezogen durch einen hineingeworfenen Sixpence, beginnt die Geschichte und die Schicksale der Kirche herunterzuschnurren. Bemerkenswert ist, dass die eine Seite derselben schief steht, eingesunken in den Morast. Der Küster schnurrt mit uns hinunter in die Krypta, die sehr geräumig und voll von Grabdenkmälern ist. Einen schauerlichen Anblick gewährten eine Katzen- und eine Rattenleiche unter Glas. Die unglücklichen Tiere wurden in der Orgel gefunden, wohinein sie sich verirrt hatten und wo sie beide umkamen und vertrockneten.

Oben in der Kirche holen wir Rachel ab, die die Krypta schon kannte, und unter der Zeit still im Betstuhl gesessen hatte. Wir begaben uns wieder nach dem College. Hier stetzt gerade Elsie in aller Glorie heran. Man bewundert Läden, Elsies Wonne; für Moden hat sie wirklich lebhaftes Interesse. Am Morgen beim Spaziergang hatte mir Mrs. Mahaffy geklagt, sie könne ihre älteste Tochter nicht begreifen. Auf Reisen wäre sie ziemlich unerträglich in ihrem Jagen nach Komfort, aus schöner Natur mache sie sich nicht das geringste, sie könne es länger als ein paar Tage ohne Schaufenster nicht aushalten. Auch jetzt strebt Elsie immer weiter, weil sie uns noch den und den Hut zu zeigen wünscht, meistens Gebäude, die uns vor Schreck verstummen lassen. Ich ergrimme im Innern, weil wir uns immer mehr von der Straße entfernen, durch die der Herzog kommen soll. Elsie rät, den Herzog fahren zu lassen, Lady Banks würde es übel nehmen, wenn wir zu spät kämen. Wir riskieren der Lady Ungnade, lassen Elsie zum Tea vorangehen und kehren um. Eine halbe Stunde warten wir geduldig auf den Duke und die Duchess, endlich, endlich kündigt Hurrahrufen ihr Nahen an. Englische Kavallerie in Scharlachröcken voran, dann folgt der Wagen mit dem herzoglichen Paar. Da dieses extra privat

Einzug gewünscht, waren weiter keine Empfangsfeierlichkeiten getroffen. Herzog wie Herzogin sahen beide sehr alltäglich aus, ihr Erwidern auf das Hurrahschreien war sehr kühl. Im Moment waren sie vorbei, wir fanden, ihr Anblick sei reichlich teuer erkauf.

Nun im Galopp zu Lady Banks. Sie war sehr freundlich, ebenso ihr Gemahl, Sir John. Er sprach deutsch und unterhielt sich mit mir eine lange Zeit in einer Ecke des Saals, wobei sein hübsches altes Gesicht vor Vergnügen strahlte, dass er alles verstand. Nebenan sang seine Enkelin unter der Zeit englische, deutsche, italienische und spanische Lieder, die, außer den deutschen, alle sehr echt klangen – uns! Miss Barrel, eben diese Enkelin, war eine sehr höfliche, wohlgezogene Dame, endlich einmal; sie hat aber auch deutsche Verwandte und außerdem zeitlebens eine deutsche Gouvernante gehabt. Wir waren sehr gehoben. Das Singen, das nach einer Weile wiederholt wurde, hielt uns ziemlich lange auf, dann aber ging's im Trab zu Mr. Salmon, dem Provost.

Es war halb sieben. Alle Teegäste bereits fort. Ein erstaunt aussehender Lakai führte uns die Treppe hinauf in den Drawing Room. Mr. Salmon kommt nach einer Weile, mit ihm eine korpulente Dame, seine Tochter. Beide sehen auch etwas erstaunt aus. Mr. Salmon, dessen Witze außer vielem andern ihn berühmt gemacht haben, lässt nichts von seinem bedeutenden Geist blicken; er schweigt, seine Tochter redet dafür desto mehr, richtet einige Fragen an uns, Elsie reißt die Antworten an sich, nach zehn Minuten erheben wir uns und werden auch nicht gehalten. Ein etwas verfehlter Tee. Am Abend schenkte uns Mrs. Mahaffy zwei Bände englischer Geschichte und für Änne ein hübsches Buch: „a child in Westminster Abbey“.

Montag. d. 11. April.

Abreisetag. Wir standen sehr früh auf und packten noch die letzten Dinge zusammen. Eile war nötig, um zehn Uhr sollte das Schiff bereits gehen. Elsie war zu unserer Verwunderung wirklich aufgestanden; sie schenkte uns für Änne noch ein kleines Porzellanschwein als Sparbüchse, um das sie ziemliche Umstände machte. Immer wieder fragte sie: „Have you the little pig?“ Oder: „Ist das kleine Schwein auch ordentlich eingepackt? Es darf doch nicht kaputt gehen.“ Das Frühstück wurde schnell abgemacht, die Girls holten unsere Koffer herunter; wir schwebten einige Zeit in Verlegenheit, wem

von der Unmasse Dienstmädchen wir das Trinkgeld geben sollten. Endlich entschlossen wir uns für Kate, die uns allmorgendlich mit solcher Energie geweckt.

Bis der Wagen kam, erfolgte das übliche Stehen im Hausflur, wobei niemand mehr recht etwas zu sagen wusste. Die Reisewünsche wurden wiederholt, ebenso die Grüße an Mutter und Änne. Wir hingegen dankten stets von neuem für die wirklich in reichem Maße genossene Gastfreundschaft. Da ein Rollen – ein letztes Umarmen, die Jacks winselten vor Freude, auch sie wurden an der Pfote gegriffen, dann hinein in die Droschke. Begleiten tat uns niemand, Vater wusste Bescheid. Vor der Haustür stand die ganze Familie und winkte, und wir winkten wieder. Das letzte, was wir sahen, war die Schwanzspitze Jacks sen. „Auch das wäre vorbei,“ sagten wir uns, als wir um die Ecke bogen. Und mit dem Gefühl des Bedauerns kämpfte das Gefühl freudiger Erwartung, vor uns lagen ja noch Oxford und London.

Ich ergreife von neuem die Feder, die meine Schwester eben hingelegt hat, und sage seufzend: vorläufig lag wieder einmal eine Seereise vor uns. Diesmal hat das Seufzen auch seinen Grund. Denn trotzdem das Schiff den stolzen Namen der kleinen Mrs. Arnold, „Violet“, trug, trotzdem uns Mahaffys mit großer Sicherheit windstilles Wetter prophezeit hatten, so begann doch das Schiff bereits in der Bucht dermaßen zu schwanken, dass ich in Ahnung kommenden Unheils mich schleunigst der Länge nach auf einer Bank auf dem Vordeck ausstreckte. Mit schwesterlicher Besorgnis mahnte ich Ditty, dasselbe zu tun. Aber diese begeisterte Verehrerin des Meeres wies jeden solchen „erniedrigenden“ Vorschlag mit Verachtung zurück, jauchzte laut über die weißköpfigen Wellen und erklärte, es sei doch zu herrlich, dass die See endlich einmal bewegt sei. Nach einer Weile wurde Ditty stiller und stiller und plötzlich war sie verschwunden.

Mittlerweile vertrieb ich mit einer kleinen Explosion über Bord die zwei letzten Herren, die sich noch auf dieser Seite des Schiffes befanden, und hatte dann das Reich für mich allein, lag ganz behaglich da und starrte in den wolkenüberjagten Himmel und das graue ungemütliche Wasser hinein. Die Möwen krächzten über mir, und die Sonne schien mir bisweilen unangenehm auf die Nasenspitze, wenn sie einmal zwischen den grauen Wolkenmassen hervorlugte. Außerdem musste ich mich festhalten, damit ich bei den Schwankungen des Schiffes nicht von meiner Bank fiel. Aber sonst war es, wie gesagt, leidlich gemütlich.

Zuweilen schiffte Vater mit vorsichtig balancierenden Bewegungen über das Verdeck, – er hatte eine halbe Stunde in katzenjämmerlicher Stimmung in der Rauchkabine gegessen, befand sich danach aber wieder ganz wohl –, und erkundigte sich nach meinem Befinden und nach Edithas Verbleib. Über das letztere befand ich mich in beklagenswerter Unkenntnis, bemerkte jedoch, – da die bloße Vermutung, dass sie seekrank sein könne, mir wie eine Beleidigung erschien –, sie werde wohl unten im Speisezimmer die unglücklichen Opfer der Seekrankheit abzeichnen, wie sie sich vorgenommen hatte. Erst als wir ganz nah bei Holyhead waren, bekrabbelte ich mich soweit, dass ich unten unsere Koffer zusammensuchte und mich nach der Entschwundenen umsah. Da erfuhr ich dann das Unglück. Ditty wankte leichenblass aus der untersten Kajüte herauf, wo sie mit sechs Leidensgefährtinnen die Reise und die irische See in grauem Elend verwünscht hatte. Als sie uns oben auf dem Deck verlassen, hatte sie kaum noch Kräfte gehabt, sich in die Kajüte zu schleppen, und kaum noch Englisch genug gewusst, um die Stewardess um einen Platz auf einem Sofa zu bitten. Ihre Vorliebe für die See hatte sich, als wir in Holyhead ausstiegen, bedeutend verringert.

Eigentlich hatten wir gehofft, auf der Durchfahrt durch Bangor Arnolds noch einmal zu sehen, und deshalb geschrieben, ob sie nicht an die Station kommen könnten, doch waren sie leider von Paris noch nicht zurückgekehrt, wohin sie gleich nach unserer Abreise gefahren waren. Unser Ziel für diesen Tag war Chester, bekannt durch seine gemütliche Altertümlichkeit und seinen Käse. Am nächsten Tage wollten wir dann nach Oxford weiterfahren. Das Wetter war entzückend, und wir konnten das Meer, dem wir glücklich entronnen waren, bei der schönen Nachmittagsbeleuchtung bewundern, als wir an der Küste entlang fuhren. Gegen Abend, etwa um sechs, kamen wir in Chester an. Vater hatte uns schon viel von den Sehenswürdigkeiten dieses Städtchens erzählt, so dass wir uns nur eiligst ein Hotel in möglichster Nähe des Bahnhofs suchten, um vor Dunkelwerden noch so viel wie möglich zu sehen. Riesige Ankündigungen der „Geisha“ abgerechnet, war in der Straße in welcher unser Hotel stand, vorläufig noch nichts zu erblicken. Wir steuerten nun auf etwas zu, das wie Parkanlagen aussah und es auch waren. Ganz niedliche Anlagen. Es machte uns herrlichen Spaß, dieses Entdeckungsreisen Machen in einer fremden Stadt, wir waren so vergnügt und sahen uns jedes Haus und jeden Baum mit solchem Interesse an, als wäre Chester die erste Station auf unserer ganzen englischen Reise. Und sollte man

es glauben, woher das kam? Wir selber merkten das erst nach einer Weile, da fiel es uns plötzlich ein. Wir genossen zum ersten Mal nach langer Zeit wieder unsern Vater ganz allein und konnten zum ersten Mal uns wieder nach Herzenslust an allem Schönen, das uns vorkam, freuen, ohne uns sofort auf englische Ausdrücke der Bewunderung zu besinnen, und auf die passende Reihenfolge, in welcher dieselben anzubringen seien, damit man nicht so stupide immerfort dasselbe sagte! Vor einem Denkmal hielten wir still, sahen uns das an und besannen uns dann auf weitere Taten.

Vater wollte gern nach der Kathedrale, so lange es noch hell genug für das Innere sei. Aber wir wussten den Weg nicht. Menschliche Wesen waren weit und breit nicht zu erblicken, bis auf einen alten Herrn, der langsam und behaglich einen Kiesweg entlang wandelte und augenscheinlich seinen Abendspaziergang machte. Ich fragte ihn nach dem nächsten Weg zur Kathedrale. Nun muss ich diesem alten Herrn das Zeugnis ausstellen, dass er entweder so viel Zeit zu seiner Verfügung hatte, dass er nicht wusste, wie er dieselbe totschiagen sollte, oder dass er zu den nettsten alten Herren Old Englands gehörte. Denn nicht zufrieden damit, dass er uns den Weg beschrieb, nein, er ging sogar selbst mit uns und machte uns die Honneurs seiner Vaterstadt; führte uns zunächst hinunter an den Fluss, wo es reizend war, zeigte uns dann die alte, interessante St. John's Kirche, die aus allen möglichen Zeitaltern zusammengeflickt ist und neben der sich noch die Ruinen einer alten Abtei befinden, und führte uns dann auf der Stadtmauer ein Stück entlang. Chester hat nämlich die Eigentümlichkeit, dass die alte Stadtmauer, die die innere Stadt wie einen Ring umschließt, noch gänzlich erhalten ist, und man kann auf der breiten Umfassung spazieren gehen

und in die Höfe der Häuser hineingucken. Dann führte uns der alte Herr weiter durch die Hauptstraße, wo die Häuser alle so aussehen, als wären sie von Nürnberg importiert, so allerliebste mit ihrem bunten Fachwerk und den geschnitzten Balken; und wo das Trottoir unter dem ersten Stockwerk der Häuser entlang führt, so dass Bogengänge entstehen, ähnlich wie die in Bologna, und man im Trocknen seine Besorgungen machen kann. Oft führt über diesem einen Bogengang noch ein zweiter, zu dem man eine Treppe empor- und bei der nächsten Straßenkreuzung wieder eine hinuntersteigt, oft sind auf beiden Seiten Verkaufsbuden, so dass man von der Straße garnichts sieht. Diese Arkaden nennt man „rows“, es gibt sie natürlich auch in anderen Straßen als in der Hauptstraße. Endlich kamen wir zur Kathedrale und waren wirklich ganz starr über die Schönheit und Größe dieses Baues, in einer so kleinen Stadt. Leider konnten wir sie jedoch nur von außen bewundern, da sie geschlossen war, was dem alten Herrn aufrichtig leid tat. Er führte uns nun wieder ein Stück über die Stadtmauer, damit wir die Kirche recht schön sehen konnten, und verabschiedete sich dann von uns, natürlich erst nachdem wir uns gehörig und herzlich für seine wirklich große Liebenswürdigkeit bedankt hatten.

Editha hatte bei einer Gelegenheit, wo sie mit Vater etwas zurückgeblieben war, diesen gebeten, doch seinen Namen und Adresse auf eine Karte zu schreiben, – Visitenkarten hatte er nämlich nicht bei sich –, diese dem alten Herrn beim Abschied zu überreichen und auf diese Weise vielleicht den Namen unseres freundlichen Führers zu erfahren. Wenn diese Aufzeichnungen nun ein Roman wären, dem Hirn eines Dichters entsprungen, so würde sich der alte Herr unzweifelhaft als irgend eine berühmte Persönlichkeit entpuppt haben. So aber





kann ich leider nur berichten, dass er John Meacock hieß. – denn der Visitenkartenaustausch ging glücklich vonstatten –. und gar keinen Titel hatte. Demungeachtet wollen wir den nice old gentleman nicht vergessen.

Am Abend bestellten wir im Hotel Eier, Brot, Tee und Ginger-Beer. Vater entsann sich, dasselbe vor langen Jahren einmal getrunken und sehr schön gefunden zu haben, und empfahl Dita sehr, es einmal zu probieren. Sie liebt nämlich keinen Tee. Jenny, die Kellnerin kam und setzte Kanne, Tassen, Eier und einen dampfenden Bierkrug vor uns hin. Vater konnte sich nicht genau besinnen, ob das Gingerbier damals heiß gewesen sei, es konnte ja aber gut sein. Dieses war jedenfalls kochend, und vorläufig musste es also erst etwas abkühlen. Wir tranken unsern Tee, und betrachteten den Tonkrug mit dem rätselhaften Gingerbier mit argwöhnischen, Dita mit durstigen Blicken. Endlich, als es ihr gar zu lang dauerte, fuhr sie mit einem Teelöffel hinein, um zu sehen, wie das Gebräu eigentlich aussah, – da war es klares Wasser! Darüber erschien nun auch die Kellnerin mit dem richtigen Gingerbier, das ganz wie vernünftiges Bier aussah, und wir kamen glücklich dahinter, dass das heiße Wasser zum Tee gehörig war. Wer bringt aber auch heißes Wasser in einem Bierkrug!

Sonst gefiel uns das Hotel ganz gut, unsere Zimmer waren sauber und gemütlich, und wir streckten uns mit Behaglichkeit ins Bett, um uns von den Anstrengungen dieses Tages, Seekrankheit usw. zu erholen. Am andern Morgen, als ich in den Spiegel sah, entdeckte ich zu meinem Schrecken, dass ich eine ganz unleugbare – Schnappsnase hatte, und das in einem Temperanz-Hotel! Der Missethäter war auch in diesem Falle nicht der Alkohol, sondern die Sonne gewesen, die mir auf offener See so schön auf die Nasenspitze geschienen hatte. Erst nachdem ich ihn ein paarmal in mein Zahnpulver getunkt hatte, gewann mein Gesichtserker wieder ein einigermaßen erträgliches Aussehen. Gleich nach dem Frühstück gingen wir so rasch wie möglich nach der Kathedrale, deren Inneres wir doch gern noch sehen wollten, ehe wir mit dem Morgenzuge (9 Uhr) von Chester fort nach Oxford fuhren. Es lohnte sich auch wirklich, die Kirche war offen und ganz wunderschön. Zu beschreiben ist so etwas schwer, man kann da nichts als den allgemeinen Eindruck wiedergeben. Genug, wir waren froh, den Weg nicht gescheut zu haben. Dann rafften wir eiligst wieder unser Gepäck zusammen, und wieder saß man in der Eisenbahn.

Auf der Fahrt nach Oxford kamen wir einmal durch eine richtige Fabrikgegend Englands, wir passierten die Stadt Birmingham, die mitsamt ihrer Umgebung einen so trostlosen und öden Eindruck macht, wie wohl keine unserer deutschen Fabrikstädte. Man sieht nichts wie qualmende Schornsteine, schwarz eingeräucherte Häuser, schmutzige Straßen und kaum einen Baum und Strauch in der ganzen einförmigen, öden Umgebung, so dass es einem graust bei dem Gedanken, dort wohnen zu müssen.

Mr. Mahaffy, der bekanntlich als echter Irländer sein Späßchen liebte, hatte uns einen heillosen Respekt vor Mrs. Grenfell beigebracht, die er als entsetzlich strenge, uralte Dame beschrieb, und seine Töchter hatten von Mr. Grenfell schmeichelhafter Weise bemerkt, „that he looked like a mummy“. Unsere Erwartungen konnten also nicht gut anders als enttäuscht werden. „Jetzt sind wir gleich in Oxford,“ sagte Vater, und wie bei Cambridge, sahen wir uns auch hier zuerst nach den vielgerühmten College-Gebäuden um. Aber zunächst war es damit wieder nichts, der westliche Teil von Oxford, das ja eine viel größere Stadt als Cambridge ist, besteht meist aus langweiligen Häusern und Fabriken. Erst wenn der Zug beinah hält, sieht man schöngeformte, zackige Türmchen und Giebel auftauchen.

Auf dem Bahnhof erwartete uns Mr. Grenfell, der zwar keine Schönheit war, aber doch auch nicht wie eine Mumie aussah. Wir fanden sogar, als wir ihm in der Droschke gegenüber saßen, dass er sehr schöne, dunkle Augen hatte. Im übrigen machte er den Eindruck eines gelehrten jungen Professors, der an den Verkehr mit Damen ganz und gar nicht gewöhnt ist und sehr ängstlich bemüht ist, wemgleich zuweilen nutzlos, es an keiner Höflichkeit fehlen zu lassen. Es fiel ihm z.B. nicht ein, die Droschke zu bezahlen, als wir ausgestiegen waren, – Vater war vorher schon bei dem College abgesetzt worden, wo er logieren sollte. Das Haus, welches Mrs. Grenfell in der Holywell-Street bewohnte, war klein und schmal, wie die englischen Privathäuser zu sein pflegen, wenn sie innerhalb der Stadt liegen. Der Engländer liebt es nicht, sein Haus mit andern teilen zu müssen, und steigt lieber drei Treppen in seinem eigenen Hause, wo mitunter in der Etage nur zwei Zimmer sind, als dass er ein ganzes Stockwerk in einem fremden Hause bewohnt.

Ich muss hier einflechten, falls einmal jemand diese Blätter in die Hände bekommt, der mit den Verhältnissen nicht so vertraut ist wie wir, dass Mrs. Grenfell die Mutter von Mr. Grenfell ist und dass letzterer, ein sehr strebsamer junger Gelehrter, zusammen mit seinem Freund und Gelehrten Mr.



Hunt, jährlich einmal nach Ägypten reist, um im Auftrag des Egypt Exploration Fund Papyri aus dem Wüstensande herauszuschaukeln. Im letzten Jahr hatte er einen bis dahin wenig bekannten griechischen Dichter Bacchylides ausgegraben, und daher hatte Vater jetzt engere Beziehung zu ihm.

(Bleistiftnotiz am Rande von Friedrich Blass:)

„Irrthum! für das Britische Museum in Ägypten angekauft von irgendjemandem.“

Mrs. Grenfells Haus war eines von denen, die nur zwei Zimmer in einem Stockwerk hatten, infolgedessen befand man sich eigentlich fortgesetzt auf der Treppe. Das Unangenehmste hatte uns jedoch Mr. Grenfell schon im Wagen eröffnet, nämlich dass seine Mutter an Influenza krank zu Bette liege. Da kamen wir ja schön verquer! Die höflichen Versicherungen vom Gegenteil seitens des Sohnes beruhigten uns durchaus nicht. Indessen was war zu tun! Da waren die ungebetenen Gäste nun einmal, die Zimmer waren bereit, und im übrigen beschlossen wir, der armen Dame so wenig wie möglich zur Last zu fallen. Zum Dinner wurden wir, wie uns Mr. Grenfell sagte, heute im College erwartet. Zum ersten Mal auf unserer Reise schliefen Editha und ich in getrennten Zimmern, das kam uns ganz komisch vor. Zunächst hieß es nun etwas sich zurechtstutzen fürs Lunch, obwohl wir ja niemand weiter als Vater und die beiden Junggesellen durch die Reize unserer Toilette blenden konnten.

Mr. Grenfell holte uns ab und prägte uns auf dem Wege nach Queen's College, der durch verschiedene kleine Quergassen führte, recht ein, uns die Richtung zu merken. Wahrscheinlich fürchtete er, uns noch öfter bringen zu müssen. In seinem Arbeitszimmer, – denn er hat seine Wohnräume im College –, trafen wir außer Vater noch seinen Kollegen Hunt, welcher, blondlockig, blauäugig und liebenswürdig lächelnd, das gerade Gegenteil zu seinem schwarzen, ernsthaften Freunde bildete. Das Lunch war sehr appetitlich und bestand aus drei Gängen; Mr. Grenfell tranchierte mit großer Würde.

Nach der Mahlzeit, die in dem kleinen Esszimmer eingenommen worden war, gingen wir über den Korridor zurück ins Arbeitszimmer, und nun bereiteten die beiden eigenhändig den Kaffee. Mr. Hunt machte die Bohnen, und Grenfell stellte den Kessel mit heißem Wasser aufs Kaminfeuer. Nachdem der Kaffee fertig war, servierten sie ihn uns in kleinen Tassen; er schmeckte auch sehr gut, nur kam es mir vor, als wenn furchtbar viel Boh-

nen dabei verschwendet wären. Diese kleine Junggesellenwirtschaft machte uns vielen Spaß. Vater konnte nun kaum die Zeit erwarten, sich auf seine geliebten Papyri zu stürzen, die in einem winzigen Nebenraum aufgespeichert lagen, und wir waren infolgedessen völlig überflüssig. Ich kann mich wirklich nicht erinnern, ob Mr. Grenfell uns nach Holywell-Street zurückbrachte, ich glaube aber, wir fanden den Weg dank seiner vorzüglichen Instruktion schon allein.

Wir setzten uns nun in Mrs. Grenfells Drawing Room, der uns zur Verfügung stand, und schrieben Briefe, bis zum Tea, zu dem auch die Herren erschienen und den wiederum Mr. Grenfell servierte. Meine schüchternen Versuche, die Teetassen mit herumzureichen, wurden energisch zurückgewiesen. Wahrscheinlich passt sich das in England wieder mal nicht. Mr. Grenfell hatte aber doch das Gefühl, dass wir noch an diesem Tage etwas von den Schönheiten Oxfords zu sehen bekommen müssten, und führte uns deshalb nach dem nicht weit entfernten Magdalen College, dem schönsten von allen Universitätsgebäuden hier. Zum Teil mit dichtem Efeu bewachsen, in seiner Bauart einem mittelalterlichen Kloster ähnlich, macht dieses College einen äußerst romantischen, großartigen Eindruck. Umgeben ist es von herrlichen Cricket-Grounds und Parks, in denen auch Wild gehegt wird. An der einen Seite wurden seine Mauern von dem Fluss Isis gespült, der nachher in der Fortsetzung seines Laufes als Themse durch das stolze London hindurch ins Meer fließt. Dank einer besonderen Vergünstigung, vor allem dem Umstand, dass der Ferien halber alle Studierenden abwesend waren, durften wir Damen das Dinner im College einnehmen. Mit gebührender Demut nahmen Editha und ich Platz an der nur durch einen einzigen dreiarmligen Leuchter erhellten Tafel, inmitten der fünf oder sechs Professoren, die sich auch nicht allzuviel um uns kümmerten. Hier war nun einmal wirklich Vater die Hauptperson.

Es mochte halb zehn sein, als wir in Mrs. Grenfells Hause wieder anlangten. Editha ging gleich zu Bette, ich wollte indessen noch meinen Brief beendigen. Die Aufwartung, – denn Mrs. Grenfell hält sich kein Dienstmädchen –, erschien mit einer Zange und sah nach dem Feuer. Dann ging sie, und ich saß allein in der Stube, kaum fassend, dass ich noch an diesem Tage die Bekanntschaft der Herrin des Hauses machen würde.

Aber siehe da! Als ich einmal herausging, um etwas zu holen, öffnete sich plötzlich die Tür des an den Drawing Room stoßenden Zimmers ein ganz klein

bisschen, und durch die Spalte erklang eine etwas heisere Stimme; höflich erkundigend: „I hope you are all comfortable? I hope you are nothing wanting?“ – Ich beteuerte eiligst, nachdem ich mich von meinem Schreck etwas erholt hatte, dass uns nicht das mindeste abgehe, und brachte sofort in bestmöglichstem Englisch unsern Dank und unsere Entschuldigungen wegen unseres ungelegenen Kommens an. Die heisere Stimme erwiderte darauf, „wir störten gar nicht,“ nahm meine heißen Wünsche für baldige Genesung ziemlich kühl entgegen und die Spalte schloss sich wieder. Eine etwas eigenartige Begrüßung im fremden Hause, es war vielleicht ganz gut, dass Oxford nicht die erste Station auf unserer englischen Reise war. Ein bisschen unbehaglich und lästig kommt man sich trotzdem vor, wenn man in einem Hause zu Besuch ist, wo die Wirtin krank ist. Mrs. Grenfell hatte übrigens in rührender Weise für unsere Bequemlichkeit vorgesorgt, auch nicht das kleinste war vergessen, und außerdem hatte sie uns ihre ganze Bibliothek zur Verfügung gestellt. Sie hatte, außer für die ägyptische Wissenschaft ihres Sohnes, auch für die modernen Sprachen Interesse und besaß eine Menge italienischer, französischer, und auch deutscher Bücher. Die Zeit brauchte uns also nicht lang zu werden.

Vater hatte die Absicht, fünf Tage in Oxford zu bleiben, und in dieser kurzen Zeit mussten wir sehr viel sehen. Oxford hat zweiundzwanzig verschiedene Colleges. Außerdem gibt es dort noch ein interessantes Museum, die Bodleianische Bibliothek, die Ratcliff Hall, ebenfalls eine Bibliothek und einige Kirchen zu besehen. Die nächsten Tage brachten Editha und ich nun damit zu, auf eigene Faust in Oxford herumzustreifen und von den Sehenswürdigkeiten alles, was uns zugänglich war, zu betrachten. Mrs. Grenfell lag zu Bette, Vater war durch seine Arbeit ans Zimmer gefesselt, Grenfell und Hunt hatten natürlich auch wenig Zeit, so waren wir ganz auf uns angewiesen. Wir waren hierüber gar nicht böse, durchaus nicht! Wer kennt nicht das Wonnegefühl völliger Freiheit? Nur die einzige Verpflichtung hatten wir, um zwei zum Lunch im College, und um fünf zum Tea bei Mrs. Grenfell zu erscheinen, den übrigen Tag konnten wir machen, was wir wollten.

Natürlich hatten wir die Absicht, unsere Zeit so gut wie möglich auszunutzen. Mr. Grenfell hatte uns einen illustrierten „Guide“ gegeben, und nach diesem und dem Stadtplan begannen wir nun, Oxford „durchzuspüffeln“ wie zwei Jagdhunde den ihnen zugewiesenen Jagdgrund. Zunächst kamen die Colleges dran. Das von St. Magdalen ist, wie gesagt, das

schönste und malerischste; besonders der Kreuzgang ist wunderschön. Ich habe es immer bedauert, dass es mir gar nicht gegeben ist, landschaftliche oder architektonische Schönheiten zu beschreiben, wie würde ich sonst in der Schilderung efeubewachsener Mauern und altersgrauer Säulenreihen schwelgen! – Das bedeutendste nächst St. Magdalen ist Christ Church College. Die dazu gehörige Kirche ist zugleich Hauptkirche der Stadt.

Wenn man durch das herrliche Eingangstor auf das riesig große Quadrangel von Christ Church College kommt, so hat man den Eingang der Kirche sich gerade gegenüber. Wir strebten am zweiten Morgen mit Skizzenbuch, Malblock und Feldstühlchen, das uns Mrs. Grenfell freundlich geliehen, über diesen Platz und gingen, da in der Kirche noch Gottesdienst war, zunächst rechts, eine breite Treppe um die Ecke hinauf nach der großen Dining-Hall, die unserm Führer zufolge etwas ganz besonderes sein sollte. Wie das immer geht, wenn man zu hoch gespannte Erwartungen hegt, enttäuschte uns der düstere, hohe Raum, dessen einziger Schmuck die zahlreichen Portraits an den Wänden bildeten, ein wenig. Noch dazu sah er jetzt, wo er unbenutzt war, kahl und unordentlich aus. Doch die Bilder waren eben das Berühmte. Unter anderm hing dort ein Portrait Heinrichs VIII. von Hans Holbein, der interessante Kopf Gladstones von Millais, ferner Portraits von der Hand Hogarths, Joshua Reynolds, usw.

Mittlerweile war der Service beendet, und wir betreten die Kirche, unser „Gepäck“, das heißt unsere Mäntel und Mal- und Zeichenutensilien, vorsichtig auf einer etwas verborgenen Bank dicht am Eingang deponierend. Das Innere macht einen wunderbar erhabenen und feierlichen Eindruck, Christ Church Cathedral gehört zu den schönsten Kirchen, die wir in England gesehen haben. Uns interessierten vor allem die Fenster von Burne-Jones (Hl. Lucilie), das sog. Becket-Fenster, welches das Martyrium des Kanzlers Thomas Becket darstellt und aus welchem der Kopf des hl. Thomas, wie man sagt auf königlichen Befehl, herausgeschnitten worden ist; ferner der Grabstein von dem Gefährten des Schwarzen Prinzen, – seinen Namen habe ich vergessen. Editha und ich hätten gerne ein bisschen gezeichnet, denn des Malerischen gab es da genug, doch störten uns die vielen Leute, die fortwährend in der Kirche umhergingen. Endlich wurde es etwas leerer, wir suchten uns jede ein Motiv und machten uns eifrig an die Arbeit. Es dauerte aber gar nicht lange, so kam mit argwöhnischem Blick der Küster angestiegen. Ob wir einen Erlaubnisschein vom

Dean hätten? Nicht? Ja in dem Falle müsste er uns veranlassen, unsere Malsachen zusammenzupacken. Wir gaben dem Mann nun gute Worte, versicherten ihn, wir seien bloß auf ein paar Tage hier, zu Besuch bei Mr. Grenfell vom Queen's College, „den er gewiss kenne,“ (er hatte natürlich keine Ahnung), und außerdem würde ja doch nichts Gescheites aus unserer Skizze. Das letztere schien ihn besonders zu beruhigen, er drückte gnädig ein Auge zu und ließ mich das Burne-Jones-Fenster, und Editha die Latin Chapel ruhig beendigen. Ganz fertig wurde ich freilich diesmal nicht, und so wiederholte sich die ganze Komödie mit dem Küster am nächsten Vormittage noch einmal.

Die Colleges sind meist so gebaut, dass man von der Straße durch das Eingangstor auf den inneren Hof (Quadrangle) gelangt, um den dann die verschiedenen Gebäude im Viereck herumliegen. Und der je nachdem ein kleiner, oder ein weiter, großer Platz ist. Queen's College, an welchem Mr. Grenfell ist, gehört zu den einfacheren Gebäuden, hat aber ein sehr schönes Eingangstor. Gegründet wurde es 1340 und trägt seinen Namen nach der Königin Philippa. Im University College, welches dem vorher genannten in der High Street gegenüber liegt, zeigte uns Mr. Grenfell das schöne Grabdenkmal des Dichters Shelley, der bekanntlich bei Neapel als blühender Jüngling seinen Tod in den Wellen fand. Noch sehe ich ihn vor mir, in dem dunkelrot ausgemalten Raum der aus schneeweißem Marmor gearbeitete Körper, ausgestreckt auf einem Steine liegend, die Kleider noch schwer vom Wasser und See gras und Muscheln in den tiefenden Haaren. So schwebt er mir wenigstens in der Erinnerung vor, natürlich kann ich nicht mehr beschwören, dass diese Beschreibung haarklein stimmt.

St. John's College besuchten wir eines Tages, als das Wetter, das sich leider im Ganzen ziemlich ungünstig zeigte, einmal einigermaßen beständig zu bleiben versprach. Erst gingen wir miteinander durch die schönen Gärten (die Engländer sprechen davon immer im Plural, obwohl es doch eigentlich stets nur ein Garten ist), und dann malte Editha einen Teil des Säulenganges ab, der um den inneren Hof herumläuft. Das dicht dabei liegende Balliol College interessierte uns aus ganz besonderen Gründen. Wer „Daisy Chain“ von Mrs. Yonge gelesen hat, besinnt sich vielleicht, dass in diesem College der hoffnungsvolle Jüngling Norman May seine Universitätskenntnisse eingesammelt hat.

In All Soul's College Chapel bewunderten wir ein Fresco von Joshua Reynolds, in Merton College die schönen Gärten, in der Universitätskirche St.

Mary the Virgin suchte ich vergeblich alle Fliesen ab nach dem Grabstein Amy Robarts, der tragischen Heldin von Scotts „Kenilworth“; und in verschiedene andere Colleges guckten wir noch hinein. Vater nahm uns einmal mit hinein in die Bodleian Library, wo wir uns sehr still verhalten mussten, um die dort Arbeitenden nicht zu stören, und wo Mr. Grenfell und Mr. Hunt uns wunderschöne alte Handschriften, Exemplare vom Koran, indische und ägyptische, altenglische und persische, zeigten. Unter anderem auch einen Schopf schwarzer Haare vom Schädel irgend einer schönen Egypterin, was uns einigermaßen unappetitlich war. Dicht bei der Bodleian Library liegt die Ratcliffe Library, auch Ratcliffe Camera genannt, ein rundes Gebäude in italienischem Stil mit einer Kuppel. Von der schmalen Galerie, die um die Kuppel herumführt, hat man einen wundervollen Ausblick über die Stadt. Wir hatten Glück, dass der Himmel gerade heiter war, als wir oben waren, und die unzähligen Türme und Türmchen, Ecken und Zimmer der verschiedenen Colleges glänzten ordentlich verwirrend im Sonnenlicht. Hier oben war es auch, wo wir die Nichte Tennysons trafen, eine Dame, welche uns zum Tea eingeladen hatte und sich eines so nahen Verwandtschaftsgrades mit dem berühmten Dichter erfreute. Zu Edithas maßlosem Bedauern goss es an dem Tage, zu welchem wir eingeladen waren, in Strömen, so dass wir nicht hinkonnten, und auf die nähere Bekanntschaft der interessanten Nichte verzichten mussten.

Unter den Sehenswürdigkeiten darf ich aber ja nicht das Museum vergessen, zu welchem Editha und ich eines Tages nach dem Lunch, einen steinharten Apple-Pie im schmerzenden Magen, hinpilgerten, oder vielmehr rannten, denn die Zeit war knapp. Die Hauptsache ist in diesem Museum die wertvolle Sammlung von Handzeichnungen Raphaels und Michelangelos, die man sich wohl eingehend betrachten muss. Auch waren einige Gemälde von Millais, Rosetti, Reynolds usw. da, die uns aber allesamt nicht besonders imponierten. Eine Studie „Ugolino“ gefiel uns ganz gut, minder das Bild „Dante am Geburtstage Beatricens“ von Rosetti. Außerdem waren noch viele Stücke altdeutscher Meister, wie Dürer und Schongauer, da.

Wie schon gesagt, durchstreiften wir zwei Schwestern Oxford nach Belieben und sahen das meiste der oben aufgeführten Sehenswürdigkeiten allein an, denn wenn auch Mrs. Grenfell die nächsten Tage nicht mehr fortwährend das Bett hüten brauchte, so durfte sie sich doch mit ihrer Erkältung noch nicht ins Freie wagen. Bei näherer Bekanntschaft fanden

wir, dass Mr. Mahaffys Bezeichnung „strenge, uralte Dame“ doch etwas übertrieben war, obgleich Mrs. Grenfell nichts von der gwinrenden Liebenswürdigkeit Mrs. Mahaffys oder der milden Freundlichkeit von Mrs. Harris hatte. Sie war eine kleine, runzliche alte Dame mit kaum ergrautem Haar, hässlich wie ihr Sohn, aber mit klugen, lebhaften Augen. Für gewöhnlich war ihr Wesen etwas kurz angebunden, um nicht zu sagen mürrisch, zuweilen aber flog es wie Sonnenschein über ihre Züge, und sie konnte so herzlich auflachen, dass es einem gleich wieder warm zumute wurde. Da sie selbst viel Aquarell gemalt hatte, interessierte sie sich auch für Edithas Leistungen und zeigte uns ihre kleinen Kopien ägyptischer Kleinigkeiten aus dem britischen Museum. Auch fragte sie uns nach guten deutschen Romanen, machte aber die Bedingung, dass eine Liebesgeschichte darin vorkommen müsse, sonst sei es ihr langweilig. Zuweilen konnten wir ihr im Hause auch ein bisschen zur Hand gehen, das heißt, das Geschirr abräumen, Toast machen usw. Das letztere lehrte sie uns nach allen Regeln der Kunst; zu unsrer Schande muss ich gestehen, dass wir ein paarmal die Brotscheibe ins Feuer haben purzeln lassen, was Mrs. Grenfell indessen in Anbetracht unsrer deutschen Unerfahrenheit freundschaftlich verzieh. Unser Lunch hatten wir nach wie vor im College auf dem Junggesellenstübchen, doch waren wir nachher die übrigen Mahlzeiten zu Hause, d.h. bei Mrs. Grenfell. Nur einmal noch lud uns ein Herr Professor G..... zum Dinner ins College ein.

Zu dieser feierlichen Gelegenheit zogen wir zum ersten Mal, bloss um sie doch einmal angehabt zu haben, unsre weiß-rosa-wollenen Kleider an, die wir bis dahin gänzlich unbenutzt im Koffer mit uns geführt hatten. Auch gab es kurz vorm Weggehen noch einen kleinen Streit, wer sich „aufopfern“ solle, in der Nähe des Kaminfeuers zu sitzen. Ich hatte das vorige Mal meinen Rücken schmoren lassen, und meinte nun mit einigem Recht, aber wenig schwesterlicher Liebe, die Reihe könnte nun an Editha sein, was diese nach einigem Zögern auch zugab. Bei Tische warf ich ihr, um sie zu trösten, sprechende Blicke des innigsten Mitleids zu, was die Herren hoffentlich nicht bemerkten. Es war ganz dieselbe Tischgesellschaft wie am ersten Abend, nur dass man sich, da wir diesmal eingeladene Gäste waren, etwas mehr um uns junge Mädchen kümmerte. Mr. X., unser Gastgeber, erzählte mancherlei Merkwürdiges aus dem Oxforder Universitätsleben. Zum Beispiel herrschte hier der Gebrauch, dass jedes Jahr an irgendeinem bestimmten Festtage, – leider habe ich vergessen welchem –, ein bekränzter Eberkopf zum Dinner in den Speisesaal getragen wird, und

dazu sehr hübsch gesungen. Mit wie eigentümlicher Zähigkeit die Engländer an manchen Kleinigkeiten festhalten, beweist der Umstand, dass Mr. X..., wie er uns erzählte, jedes Jahr einen ganzen Penny, – man denke! –, an Christ Church College zu zahlen hatte, widrigenfalls er in Strafe genommen werden konnte. Den eigentlichen Ursprung dieser Penny-Steuer weiß aber nicht nur Mr. G... nicht mehr, sondern überhaupt niemand sonst. Ebenso muss Queen's College jährlich eineinhalb Schilling an das Trinity College zahlen, und zwar für Austern! Woher dieser merkwürdige Gebrauch stammt, ist ebenfalls unbekannt.

Nach Tisch führte uns Mr. G... in sein Privatzimmer, um uns seine indischen Sehenswürdigkeiten zu zeigen, deren er allerdings so viele besaß, dass man beinah darauf trat. Auf keinen Tisch, an keine Wand hätte man auch nur noch das geringste stellen, hängen oder legen können. Wir waren ganz überwältigt und kamen gar nicht zum Sitzen, denn der freundliche Herr zeigte und erklärte uns nun jedes einzeln mit der größten Bereitwilligkeit. Da war eine indische Einladungskarte, wonach man den Begriff bekam, dass das Einladen in Indien mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden sei; das sonderbare Instrument eines indischen Schlangenschwörers, eine Muscheltrompete, die geblasen wird, wenn der heilige Elefant Wasser in Schiwas Tempel bringt; Haremspuppen, mit denen die armen Haremsdamen, wenn sie es vor Langeweile nicht mehr aushalten können, „Hochzeit“ mit allen Zeremonien spielen, und noch unzählige interessante Dinge mehr. Mr. G... ist früher sehr lange in Indien gewesen und hatte im Nebenzimmer Bände von Photographien. Wir sahen sie uns an, bis uns der Kopf schwirrte und wir kaum noch sehen konnten, es war das reine Museum. Im Sammeln sind ja die Engländer immer groß.

Wenn wir gehofft hatten, in Oxford ganz um die „Teas“ herumzukommen, so war das ein Irrtum. Außer der „Nichte Tennysons“, zu der wir nachher nicht einmal hinkamen, mussten wir noch eine alte Dame und deren Tochter besuchen, die darum gebeten hatten. Die alte Dame war sehr komisch; sie fragte, ob ich musikalisch sei und Klavier spielte, und als ich in ahnungsvollem Schreck ihr sofort eifrig auseinandersetzte, dass es mit meinem Klavierspielen wirklich ganz und gar nicht besonders bestellt sei, sah sie mir eine Weile starr ins Gesicht, wandte sich dann um und schrie meine Schwester strahlend an: „Isn't she silly?“, worauf sie sich totlachen wollte über meine vermeintliche Bescheidenheit. Um das Vorspielen kam ich hier auch wirklich nicht her-

um. Ich wählte ein Impromptu von Schubert und beruhigte mich einigermassen, als die alte Dame ihre Katze auf den Schoß nahm und die Melodie, die sie gut kannte, voll Vergnügen mitsang. Leute, die mitsingen, sind ja gewöhnlich nicht kritisch, und so konnte ich denn mein Stück ohne allzu großes Herzklopfen zu Ende bringen. Die (verheiratete) Tochter, Mrs. Ellin, hatte ein entzückendes kleines Mädchen von drei Jahren, deren Portrait im Salon stand, das kleine Original war leider erkältet, so dass wir es nicht zu sehen bekamen.

Den Sonntag in Oxford beschrieb ich in einem ausführlichen Briefe, und setze denselben hierher:

Sonntag den 16. April.

„Heute vor einem Jahre!“ – der 16. April, der Hochzeitstag unserer Eltern (1873) – dachten wir, als wir um zehn Uhr ins College gingen, um Vater abzuholen. Weißt du noch, Mutter? Es war doch ein fröhlicher Tag!

Wir hatten schon lange gewünscht, einmal einem Gottesdienst der Heilsarmee beizuwohnen und wollten diese Absicht heute ausführen. Der Gottesdienst sollte, nach Erkundigung, um halb elf Uhr beginnen, als wir aber vor dem Versammlungshaus ankamen, erfuhren wir, dass der Anfang erst eine halbe Stunde später sei. Deshalb gingen wir nach der nahen Christ Church Cathedral, um die Zeit hinzubringen; hier hatte der Service schon um zehn Uhr angefangen. Das war eine kleine Prüfung, die ich schlecht bestand, denn die Kirche war hier nicht, wie alltags, um elf Uhr aus, sondern es dauerte länger, und zu meinem Entsetzen fing plötzlich die Predigt an. Ich saß wie auf Kohlen, ließ noch mein Notizbuch fallen, so dass ein Herr hinter mir alle Briefe von Tante Pauline und Onkel Julius, Mrs. Harris usw. auflesen musste, hörte kein Wort von der Predigt und lief schließlich davon, nachdem ich vergeblich unsern Vater, der etwas weiter vorn an einem Pfeiler stand, zum Mitgehen aufgefordert hatte. Editha war auch entwischt, aber durch eine falsche Tür, und verlief sich erst einmal zwischen den verschiedenen Gebäuden von Christ Church College, bis sie an einem beträchtlich entfernten Ende der Straße wieder hinaus fand.

So ging ich denn einstweilen allein nach dem Versammlungshaus der Heilsarmee, – ziemlich ungezogen, aber ich hatte mir's nun einmal in den Kopf gesetzt –, aus welchem mir schon lauter Gesang, begleitet von fortwährendem Händeklatschen, entgegenscholl. Dieses klang nicht gerade sehr kirchlich. Vorsichtig ging ich daher erst einmal auf die Gallerie und sah mir die Geschichte von oben an.

Ein Mann, ein „Kapitän“, kenntlich an seiner Jacke und einer flammendroten Weste, auf der mit weißen Buchstaben „Salvation Army“ zu lesen war, hatte sich mittlerweile erhoben und begann zu reden. Nach einer Weile erschien auf meiner Gallerie eine Art Küster und bat mich höflich, herunter in den Sall zu kommen, wo zu meiner Beruhigung Vater und Editha auch schon saßen.

Die Rede des „Kapitäns“ war ganz hübsch und verständlich, und außer dass er furchtbare Gesten machte, war nichts dagegen einzuwenden. Sowie er seine Stimme zu besonders packender Gewalt erhob, auch wohl mit der Faust auf den Tisch schlug, fingen die zahlreich im Saal anwesenden Babys voll Todesangst zu schreien an und mussten eines nach dem andern hinausbefördert werden. Dies verursachte allemal eine kleine Störung und erheiterte die Mienen, namentlich unter den jüngeren Mitgliedern der Gemeinde, beirrte aber den Redner keineswegs.

Dieser sprach von der allgemeinen Menschenliebe, erwähnte auch den Zaren von Russland und seinen löblichen Friedensvorschlag und fiel zum Schluss seiner Rede einem der anwesenden Männer gerührt um den Hals. Einige von den Männern murmelten fortwährend dazwischen: Amen, Amen!

Nun stand ein schöngelockter Jüngling mit einer Brille und einer Ziehharmonika auf, die die Stelle der Orgel vertrat, und stimmte ein Lied an. Die Gemeinde fiel sofort ein. Die Melodie, die sehr hübsch war, habe ich mir aufgeschrieben. Glücklicherweise ließen sie diesmal das Händeklatschen unterwegs. Dazwischen wurde gebetet, dann wieder gesungen und die reuigen Sünder aufgefordert, an die Bank zu kommen und ihre Sünden zu bekennen. Da Vater unterdes von der schlechten Luft und dem unangenehmen Parfüm eines Nachbarn genug hatte, die Gesellschaft jetzt auch ziemlich aufgereggt zu werden begann, so zogen wir uns jetzt bescheidenlich zurück.

Im Ganzen genommen, hatte ich mir die Sache schlimmer vorgestellt. Die armen Leute! Wir sind nicht besser als sie, und wenn sie es ernst meinen, können sie so viel mit ihrer Art religiöser Arbeit erreichen wie ein Pastor. Das Augenverdrehen könnten sie ja lassen, aber ich habe kein einziges Mal gelacht bei der ganzen Geschichte.

Wieder zu Hause angekommen, wurde der brave Heilsarmee-Kapitän sogleich mit der entsprechenden Armbewegung in unserem Skizzenbuch verewigt. – Lunch wieder im College. Danach wollten wir eigentlich nach Iffley, um die dortige alte romanische Kirche zu sehen, da es aber schrecklich goss, ließen wir es lieber. Stattdessen zeigte uns Mr. Grenfell sein Queen's College, das wir noch gar nicht ordentlich gesehen hatten. In der Chapel



haben sie eine wunderschöne Orgel, die aber viel zu groß für den kleinen Raum ist, so dass der Organist ja nicht mit allen Registern spielen darf, aus Angst, dass die Fenster platzen. Wegen des schlechten Wetters mussten wir auch den Tea bei Tennysons Nichte leider absagen; gesehen hatten wir sie ja wenigstens.

Gegen Abend ging ich in den dritten Gottesdienst, diesmal zu den Methodisten; teils aus bösem Gewissen wegen meines schlechten Betragens am Morgen in Christ Church, teils weil ich dies auch gern kennenlernen wollte. Ich freute mich, dass ich gegangen war, denn da hatte man wirklich Erbauung. Ein netter Saal mit Kirchenbänken und einer kleinen Orgel; die Leute waren alle so freundlich, liehen mir Gesangbuch und Bibel und schoben mir sogar ein Fußkissen hin. Es wurden sehr viele hübsche Lieder gesungen, zwei Melodien habe ich mir aufgeschrieben. Da man hier immer alle Verse singt, kann man sie leicht behalten. Der Prediger (natürlich ohne Talar) sprach sehr gut, es tat mir leid, dass Vater ihn nicht hörte. Er redete über den Text: „Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe“ und sprach sich sehr entschieden gegen irgend ein bestimmtes Glaubensbekenntnis aus. „Die Wahrheit lässt sich nicht kristallisieren; jedes Glaubensbekenntnis aber ist gewissermaßen kristallisiertes Wasser des Lebens.“

Im Ganzen verlief der Gottesdienst sehr unmethodistisch, das heißt, nach dem was man sich bei uns unter Methodismus vorstellt, sehr nüchtern und vernünftig. Da Mrs. Grenfell mit dem Abendessen wartete, war ich gezwungen, wieder mitten in der Predigt wegzurennen, was mir einigermaßen unangenehm war.

Morgen, – also am 17ten –, nachmittag reisen wir nach London. Vater möchte die Zeit dort nicht gern abkürzen. Es ist zu schade, dass er am 1. Mai schon wieder zu Hause sein muss! Was bekommen wir doch alles zu sehen, es ist des Schönen und Interessanten fast zu viel! – Herzlichen Gruß von deiner treuen Tochter

Magdalene





THAMES EMBANKMENT FROM HUNGERFORD BRIDGE 1921

L. S. & P. Co.



TRAFALGAR SQUARE & ENTRANCE TO THE STRAND 1921

L. S. & P. Co.

London

Unsere Ankunft in London beschreibt Editha in ihrem folgenden Briefe:

Liebe Mutter!

Jetzt sind wir also in London! Gestern Abend angekommen, und heute, ach schon so viel gesehen! Mein Kopf schwindelt, – aber ich will hübsch der Reihe nach gehen.

Der letzte Tag in Oxford war zu unserer Freude ein ausnahmsweise schöner, was das Wetter anbetrifft. Am Morgen beschlossen wir, Merton College zu besichtigen. Der gute Grenfell, der sich überhaupt sehr große Mühe mit uns gab, hatte vorgeschlagen, er wolle uns um zehn Uhr dazu abholen. In Merton war die Kapelle sehr schön, die Bibliothek leider verschlossen. Ich wage nicht zu behaupten, dass die Colleges sich sämtlich jedes hier sich eingepägt haben, aber ich glaube doch, eine ganze Menge behalten zu haben von der Unmenge.

Nach der Besichtigung von Merton ging Grenfell mit mir allein nach Iffley, einem Dorf ganz in der Nähe, wo sich die entzückende Kirche befindet, oder sagen wir lieber hochinteressant, entzückend war sie nur grade an dem Tage bei dem herrlichen Wetter und ihrer schönen Umgebung willen. Sie ist 800 Jahre alt und besser erhalten als viele der Colleges, die bereits zu bröckeln anfangen, – was sich mitunter sehr malerisch macht, besonders wenn der üppige Efeu dazukommt.

Es ist sehr schade, dass Nena nicht mitgekommen war nach Iffley, aber sie behauptete, packen zu müssen, mit einer so sorgenschweren Miene, dass selbst Grenfell, der sonst nie die Grenzen schüchternen Höflichkeit verließ, etwas lachen musste.

Am Nachmittag war nicht mehr viel anzufangen, denn unser Zug ging bereits um 4.20 Uhr. Der Abschied von Mrs. Grenfell war nicht gerade herzzerreißend, wie wir denn überhaupt nicht dahintergekommen sind, was für Gefühle diese charaktervolle Dame für uns hegte. Sie war immer sehr nett und ließ uns unsere Wege gehen, was uns ja auch sehr lieb war.

Zum Bahnhof kam niemand mit, nur der blonde, immer lächelnde Hunt traf uns auf dem Perron. Er half uns ein passendes Coupé in dem sehr vollen Zug nach London suchen und wünschte uns alles Gute mit auf den Weg. Das Reisewetter war mäßig. Bei unserm Einsteigen in die Droschke hatte es nämlich plötzlich ohne allen Grund zu regnen angefangen, als ob Oxford über unser Scheiden betrübt wäre!

Je näher wir London kamen, desto aufgeregter wurden wir, sollte ich doch, die ich noch nicht einmal Berlin gesehen, nun auf einmal die größte Stadt der

Welt zu Gesichte bekommen. Wir sahen aus dem Fenster und strengten unsere Augen an, wir sahen nach der Uhr und – auf einmal waren wir da; ehe wirs gedacht, rollte der Zug in Paddington Station ein.

Wir rissen die Zugtür auf, das Gepäck in der Hand. Eine große graue Halle, in ihrem Schatten eine Unzahl von Wagen, offenen und geschlossenen, Zwei- und Vierrädern. Da konnten wir uns ja in aller Ruhe das beste Gefährt aussuchen.

Jawohl, im Nu war die erste Reihe besetzt, die zweite auch, die dritte? Ebenfalls alles belegt. Jetzt riefen wir einen Gepäckträger zu Hilfe, den wir bisher hartnäckig verschmäht. Der trieb dann auch noch ein leeres Cab ganz am Ende des Perrons auf. Wir wurden hineingepresst, dem Kutscher die Adresse gesagt, dann wand sich unser Wagen aus dem Gedränge heraus, fuhr erst langsam, dann immer schneller, wir kamen in helle, breite, mäßig belebte Straßen. Wo war der dicke Nebel, das Gewühl von Menschen und Tieren, die Kopf an Kopf ums Dasein kämpften? Waren wir denn in London?

Vater ärgerte sich etwas über unsere Enttäuschung. Er erklärte, der Lärm und das Hauptgetriebe beschränkten sich auf die City. Wir würden wohl bald übergenuß davon bekommen. Er hatte recht, aber bis zur Guilford Street blieb's ganz zahm.

Mrs. Necks Haus, mit der Aufschrift Milton-House, ist einfach und schmal. Mrs. Neck, eine weißhaarige, ganz hübsche Frau, begrüßte uns wortreich, sie wolle uns in allem eine Mutter sein. Ein kleiner Kellner nahm uns unsere Sachen ab. Er gab sich lächelnd und errötend als Deutscher zu erkennen. Dann führte uns unsere Wirtin auf unsere Zimmer, eine Treppe nach der anderen, bis wir deren Hälfte mit ziemlichem Stöhnen erstiegen hatten. Die Zimmer lagen nach hinten hinaus, kein Straßenlärm drang zu uns herauf, nur aus weiter Ferne das Wimmern eines Leierkastens.

Wir machten uns etwas zurecht,, bemerkten, dass uns wieder nur ein Bett beschieden war und freuten uns nur halb. Durch den Klang einer heiseren Glocke aufmerksam gemacht, begaben wir uns hinunter zum Dinner.

Es war mäßig, d.h. das Essen gut, aber das ganze Drum und Dran behagte uns nicht so ganz. Auf dem etwas unsauberen Tischtuch lag ein seltsamer Läufer aus zerknittertem grünem Seidenpapier. Zinnlöffel neben unseren Tellern machten den Eindruck auch nicht vornehmer, das hübscheste waren die Vasen mit den frischen Blumen, die ja Gott sei Dank überall gleich schön sind. Die Tischgesellschaft war entschieden mittelmäßig. An der Spitze der Tafel thronte ein junger Farmer aus Amerika mit

seiner jungen Frau, die nichts sagte, aber die ganze Tafel nach der Reihe ablächelte. Der Farmer prahlte davon, wie schlecht er seine Neger behandle, und fand eine willige Zuhörerin in einer Dame im merkwürdig rot und weiß gestreiften Seidenkleide an seiner linken Seite. Neben dieser dann saß Vater, ihnen gegenüber wir beiden. Einige langweilige Herren, eine Lehrerin mit energischen Zügen usw. bildeten den Rest. Die Lehrerin hätten wir ganz gerne kennengelernt, aber sie saß zu weit von uns entfernt. Die seidene Dame, (eigentlich dumme Bezeichnung, denn alles trägt Seide hier beim Dinner) versuchte zuweilen, mit Vater ein Gespräch anzuknüpfen. Die Rede kam auf Dublin.

„Dublin, oh, eine hübsche kleine Stadt.“

„Klein?“ erwiderte Vater erstaunt.

„Aber ich bitte Sie, mein Herr, wenn man aus London kommt!“ und sie warf den Kopf zurück. Das amüsierte uns.

– der erste Morgen.

Wir erhoben uns schon um 7 Uhr, da wir um 8 Frühstück bestellt hatten. Die Sonne schien und wir waren in bester Laune. Die Pläne für den Tag wurden geschmiedet. Sie lauteten: Früh ins Britische Museum, dann irgendwo ein Lunch eingenommen und darauf Westminster besichtigt. Wir richteten uns nämlich wohlweislich nach den billigen, respective freien Tagen. Also um dreiviertel zehn, – um zehn Uhr wurde das Museum erst geöffnet, – machten wir uns auf den Weg. Es war nicht weit. Über Russel-Square weg durch ein paar ruhige Straßen. Wenn der Verkehr noch immer nicht überwältigend war, das Museum war es. Ein gewaltiger Bau, getragen von ungeheuren Säulen. Staunend standen wir eine Weile davor; um uns flatterte eine Menge Tauben, die sich den Kolossalfiguren in den Giebelfeldern auf Köpfe und Hände setzten. Endlich traten wir ein, und nun begann das Staunen erst recht. Die Säle mit den Kasten des alten Griechenland wurden zuerst besichtigt. Vater interessierte es auch am meisten, uns gerade sie zu zeigen. Im Elgin Saal die Personenfiguren erregten unsere große Bewunderung. Vater wurde ganz beredt und erklärte uns alles. Einen Saal nach dem andern durchwanderten wir; die Überreste von Mausolos' Grabmal imponierten uns durch die gewaltigen Größenverhältnisse. Wir streiften die Egyptian Galleries und Assyrian Galleries mit ihren Funden aus Memphis, und Theben, Nimrod, Khorsabach etc. etc. In der Southern Gallery sahen wir den berühmten Stein von Rosetta, der durch seine dreimal wiederholte Inschrift das Verständnis der Hyroglyphe erschlossen hat.

In die oberen Räume ließ uns Vater durch einen kleinen Jungen führen, der seine runden, braunen Augen verständnislos rollen ließ, wenn wir ihn etwas fragten. Er verließ uns, als es uns klar geworden, dass wir uns bei den Mumien befanden. Mumien haben doch etwas Schauerliches an sich. Brauner verkohlter Kopf, in Bandagen eingewickelt; und das sind alles einmal Menschen gewesen! Ich gab den Gedanken, eine abzuzeichnen, gleich wieder auf. Trotzdem die Mumien verschlossen unter Glaskästen liegen, herrschte doch eine eigentümliche Luft in dem Zimmer, wenigstens kam es uns so vor. Die ägyptischen Altertümer, die sich im nächsten Zimmer befanden, – die Zimmer hier oben waren niedriger und einfacher als die unteren, – lockten uns mehr zum Abzeichnen, aber da hieß es erst um Erlaubnis fragen. Die paar Spielsachen und Kleinigkeiten, die wir schließlich kopierten, waren die Umständlichkeit gar nicht wert, die uns der Erlaubnisschein kostete. Wir mussten uns irgendwo einschreiben, bekamen Zettel, auf denen groß und breit unsere Absicht stand, usw. Ein kleines Mädchen mit Brille war besser dran gewesen wie wir. Es zeichnete ganz unbefangen und ungeniert mal vor diesem Glasschrank, mal vor jenem, und wurde von keinem Aufseher belästigt.



Ganz ermüdet klappten wir unsere Skizzenbücher zu und begaben uns auf die Suche nach Vater. Der war nun nirgends zu finden. Er musste sich mit seinen Papyri in irgendeinen Winkel zurückgezogen haben. Keiner der stumm und steif dastehenden Wächter konnte uns Bescheid sagen; ich geriet in die unglaublichsten Zimmer und Säle und kehrte schließlich, vollständig überzeugt von der Unmöglichkeit, das ganze britische Museum jemals durchzubekommen, zu Nena zurück. Wir setzten uns etwas herabgestimmt in die große Halle, sahen die Menschen herein und herausströmen und beobachteten. Es kam uns vor, als machten die Engländer und Engländerinnen weit größere Schritte als unsere Landsleute daheim, das mag mit ihrem „time is money“ zusammen hängen.

Endlich, endlich erschien Vater, klagte, er habe bei der Dunkelheit schlecht lesen können, und nahm uns dann mit in den Lunch Room. Unterwegs kamen wir an ein paar Bücherläden vorbei, in deren Schaufenster wir vergeblich nach Vaters einzigem englischen Buch suchten. Der Lunch Room lag endlich einmal an einer tüchtig belebten Straße. Diese längs mussten wir per Omnibus nach Westminster fahren, als wir mit unserem appetitlichen Lunch zu Ende waren. Es saß sich herrlich oben auf dem „bus“, und nun bekamen wir wirklich einen ordentlichen Eindruck vom Londoner Straßenverkehr. Alles rennt, schwirrt, lärmt, und kümmert sich um niemand anders als um sich selber. Der Omnibus blieb jeden Augenblick stehen, weil er nicht weiter konnte, so hatten wir Muße, uns das Leben unter uns eingehend zu betrachten. Für eiligere Passagiere muss diese Art Fahrerei „tedious“ sein. Wir kreuzten den Trafalgar Square mit der eigentlich viel zu hohen Nelson Säule, – Nelson selbst sieht man garnicht mehr –, erblickten die Nationalgalerie, von außen nicht bedeutend und sahen plötzlich noch eine Straße weiter vor uns das lange, prächtige Parlamentsgebäude und rechts davon Westminster Abbey. Wirklich ein schöner Anblick!

Westminster von innen entzückte uns noch mehr. Hoch und düster ist die Kirche, in Kreuzform erbaut. Durch die bunten Scheiben fiel schwaches Licht und malte unsichere Figuren auf den Boden. Feierliche Stille herrschte. Rings um uns her die weißen Grabmäler. Flüsternde Besucher bewegen sich in Gruppen umher. Ich suche eigentlich fortwährend nach Shakespeare. Endlich entdeckte ich ihn in der Poet's Corner. Im Grund bin ich ein wenig enttäuscht, übrigens sein Grab ist es ja gar nicht, das werden wir in Stratford on Avon sehen, wenn wir hinkommen. Die meisten der Großen, die

in diesem Walhall Englands ein Denkmal erhalten haben, sind uns natürlich unbekannt. Am schönsten in der Poet's Corner, die übrigens auch Gelehrte und Künstler beherbergt, waren die Büsten Chaucers, Tennysons und Miltons. Friedrich Händel entdeckten wir auch, doch wenig gelungen. Über dem Standbild Shakespeares befanden sich die Gräfte Garricks, Sheridans und Dr. Johnsons.

Es wäre unnütz und unmöglich, die unzähligen Grabmäler, auch nur die bedeutendsten hier anführen zu wollen. Merkwürdig wenig habe ich einzeln behalten. Das macht die große Masse. Von der Statuesmen Corner ist mir die Statue William Pitts in Erinnerung geblieben. Er steht als Redner in einer Nische, zu seinen Füßen die Beharrlichkeit und die Besonnenheit und noch einige allegorische Figuren mehr. Die Kapellen sind größtenteils riesig interessant. Man gelangt durch ein Gittertor zu einem Tischchen, das mit Photographien, Katalogen etc. bedeckt ist, die einem von dem Küster mit halblauter Stimme angepriesen werden. Wir kaufen ein Heft für einen Sixpence und begeben uns mit einem Führer und noch einigen Leuten mehr zusammen auf die Besichtigung, nachdem wir Namen und Wohnung in ein großes Buch eingetragen. Ungefähr acht Kapellen sind es im ganzen. Weitaus die bedeutendste ist die Heinrichs VII., die einzige, die ich beschreiben will. Zwölf Stufen stiegen wir hinan und waren überrascht von der Helligkeit, die uns plötzlich umgab. Die Kapelle hat fünf kleine Nebenkapellen mit Sarkophagen, in der Mitte des Hauptschiffs befindet sich der Sarkophag Heinrich VII. und seiner Gemahlin, von einem messingenen Gitterwerk umgeben.

Mittwoch d. 19.
(Nenas Tagebuch.)

Heut' haben wir die Nationalgalerie vor. Früh schreiben wir noch etwas Tagebuch nach dem Breakfast in Mrs. Necks rot gepolsterten Drawing Room mit dem verstimmten Klavier.

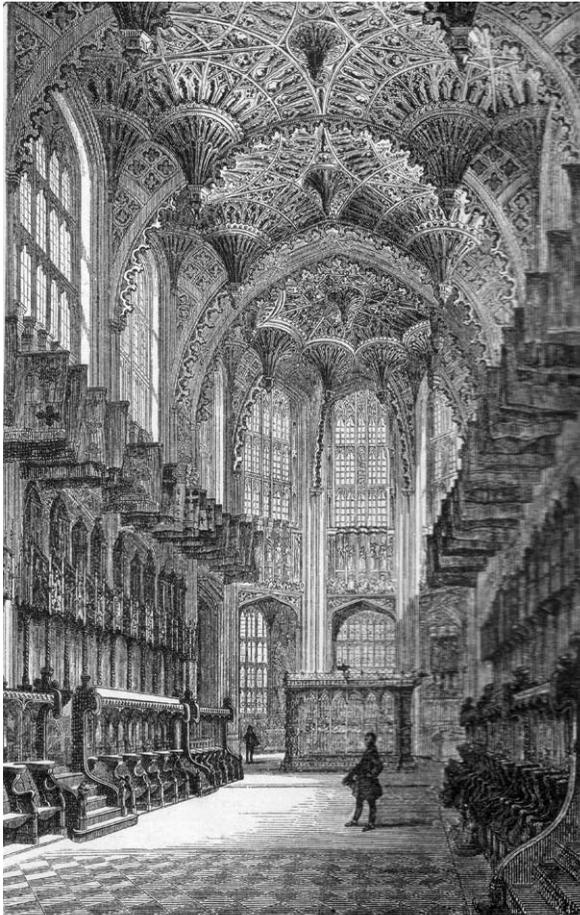
„Sweet sunny primroses, penny bunch“ schreien zwei Männer auf der Straße. Es klingt, als überschreie zornig einer den andern.

Um halb zehn machen wir uns auf, steigen in den Omnibus, der durch unsere Straße fährt und wollen nach St. Martin's Lane. Von hier sind es nur noch ein paar Schritte bis zur National Gallery.

Schlüsselblumen werden in Masse ausboten, kaum einer begegnet uns, der nicht einen Penny-Bunch







Kapelle Heinrichs VII. in der Westminsterabtei zu London.

im Knopfloch stecken hätte. Wir denken erst, die Engländer seien doch große Blumenfreunde, nachher erfahren wir, dass es einen besonderen Grund hat.

Wir erreichen die Nationalgalerie und erfahren, dass erst in zehn Minuten geöffnet wird. Die Zeit wird gut genutzt zu einer eingehenden Besichtigung der Nelsonsäule und des Trafalgar Squares, der uns immer wieder begeistert.

Die Galerie. Mit Ehrfurcht betreten wir das Gebäude, auf das wir uns noch mehr gefreut als auf das gewaltige British Museum. Diese Unzahl Säle! Mit Vater verabredeten wir uns so, dass er jetzt ins Britische Museum zurückkehrt, dann um halb zwei uns abholt, um in irgend einem Restaurant zu speisen, darauf uns in die Tate Gallery bringt, Macmillan besucht und uns endlich an der Tate Gallery wieder abholt.

So wird es denn auch gemacht. Wir zwei, so genussfähig wie nur irgend möglich, durchwandern einen Saal nach dem andern. Wie gewöhnlich den ersten, der noch gar nicht so viel bedeutendes enthielt, unverhältnismäßig eingehend. Einige Nebensäle werden restauriert und können nicht betreten werden.

Raum I. Andrea del Sarto. Santa Famiglia. (Madonna erinnert an Lisa Jensch, das Kind lacht zu sehr.) Selbstportrait A. del Sartos. Michel Angelo. Die Grablegung. Jugendwerk und unvollendet.

Mars und Venus v. Boticelli. Mars schlafend.

Raum V. Francesco Francia. Engel und Madonna weinen über dem Leichnam Christi. – Grosse heilige Familie.

Raum VI. Raffael. Hl. Katharina. Madonna degli Ansidei.

Madonna Aldobrandini. Ganz klein, aber entzückend.

Signorelli. Geburt Christi.

Raum VII. Vision von St. Helena.

Tizian. Venus und Adonis.

Moretto. Ital. Edelmann. Schwarzer Samtmantel, nachdenkl. Ausdruck.

Moroni. Schneider.

Tizian. Christus und Magdalena. Noli me tangere.

Veronese. Anbetung der Weisen.

Bellini. Doge Leonardo Loredano.

Raum VIII.

Mantegna. Triumph des Scipio (grau in grau.)

Raum IX.

Allegrì od Coreggio. Ecce homo.

Raum X.

Rembrandt. Portrait eines Mannes (mit ungeheurer Nase.)

Rubens. Bekehrung eines Heiligen. – . Eherne Schlange. (Aaron sieht aus wie alter Judenpriester.)

Rembrandt. Portrait eines Kapuziners. – Anbetung der Hirten. – Die Ehebrecherin.

Portrait eines Rabbis.

Raum XII. und XIII. Holländer und Italiener. (Hobbema, Reni, Lassoferato.)

Guido Reni. Heilige Magdalena. Ecce Homo. Christus und Johannes.

(Entzückend.)

Aber es wird zu lang, alle Bilder hier anzuführen. Nur noch die hauptsächlichsten seien genannt.

Murillo. Johannes mit dem Lamm. – Heilige Familie.

Velasquez mehrere Male vertreten. Zurbaran, Ribera.

Dann kommt auch die englische Schule speziell noch an die Reihe. Landseer, Millais, Reynolds etc. Von letzterem Lady Hamilton zu bemerken und die drei Engelsköpfe, die man so recht tüchtig verunstaltet auf unsren deutschen Abrisskalendern findet. Wir sind sehr müde geworden vom Anschauen und sind, wer hätte es geglaubt, ganz froh, als Vater erscheint, um uns abzuholen. Die allwissenden Policemen werden um einen Lunch Room befragt, natürlich nicht vergeblich.

Nach dem Lunch begleitet Vater uns Nimmersatten nach der Tate Gallery, d.h. hinter dem Parlamentsgebäude sieht Vater nach der Uhr, findet es reichlich Zeit für seinen Besuch bei Macmillan und lässt uns beiden allein weitergehen. An der Themse geht's eine wenig schöne Straße entlang, ein Tempelchen, auf das wir schließlich stoßen, ist das einzige Gebäude in der Runde, das die Tate Gallery sein könnte und sie ist es auch.

Hier finden wir einige sehr packende Gemälde; von Colliers. Hudsons letzte Reise. Thangne. Der Mann mit der Sense. Ieames Amy Robsart. (Liegt tot am Fuß der Treppe; Graf Leicester steigt hinunter in Begleitung einiger anderer.)

Hubert Herkamer. The Charterhouse Chapel.

Orchardson. Napoleon auf der Fahrt nach St. Helena.

Watts. Der Tod krönt die Unschuld. – Mammon. Sitzt wie ein dicker Pharisäer auf einem Thron.

Peacock. Ethel. Kleines Mädchen in schwarzem Kleid mit aufgelösten Locken sitzt an eine fabelhaft natürlich gemalte Holzwand gelehnt.

Rosetti. Beata Beatrix. – Jane Morris.

Landseer. Alexander und Diogenes.

Lecke Fildes. The doctor.

Vater kommt uns abzuholen. Er ist nicht sehr geneigt, sich die ganze Galerie zu betrachten. Wir führen ihn in den Watts-Saal und machen ihm die Berühmtheit dieses Malers klar. Nichtsdestoweniger missfallen ihm die Bilder sehr. Seine Sehnsucht nach einer Tasse Kaffee ist unverkennbar. Wir fügen uns und genießen etwas in ungemütlichem Saal.

Froh, fertig zu sein, wandern wir drei nach der Westminster Bridge, denn Vater hat die feine Idee, den Tag mit einer Themsefahrt zu beschließen. Auf dem Platz vor dem Parlamentsgebäude ist großer Menschenandrang. Wir sehen über die Köpfe ein mit Primeln über und über bedecktes Denkmal sich erheben. Es ist die Büste Disraelis, des großen Ministers der Tory Partei und Schlüsselblumen (primroses) sind das Abzeichen der Tories.

Die Dampfschiffahrt, – das Schiff kommt gerade, als wir auf die Plattform hinunter steigen –, ist sehr interessant, die Ufer sind zwar mordshässlich, die Themse gelb und trübe. Es wird bereits abendlich. Unter unzähligen Brücken fahren wir hindurch. Dita sitzt ganz vorn am Kiel, ich auf einer der mehr geschützten Bänke. Zu unserm Vergnügen sehen wir, wie die große London Bridge in die Höhe geht, d.h. in der Mitte auseinanderberstet, als ein mächtiges Schiff herankommt.

Hier bei der London Bridge wird ausgestiegen zu unserm großen Bedauern, aber Vater will durchaus nicht zu spät zum Dinner kommen. Wir finden aber

noch Zeit, in einem Ladengang nah bei der Brücke einige Säckelchen zu kaufen, Sandelholzkästchen zu lächerlich billigen Preisen. Ein Omnibus befördert uns langsam und sicher nach Hause.

Donnerstag d. 20.
(Magdalenas Brief.)

Hoffentlich hat sich das Wetter bei Euch jetzt Hauch zum besseren gewendet, hier ist es seit einigen Tagen erheblich wärmer geworden, was uns allen sehr angenehm ist. Denn wenn auch heiterer Himmel war, mochte ich doch nie ausgehen, ohne dass ich meinen Kragen über mein Jacket band. Nachts war es nun ganz schlimm, da sie hier in England die Manie haben, sich nur mit weiß überzogenen Filzdecken zu begnügen.

– Durch das unglückliche Porto seid Ihr nun um die letzte Hälfte von Ditas Tagebuch gekommen. Aber ein kleiner Aufenthalt erhöht ja nur die Spannung. Donnerstag. – Für diesen Tag ist der Tower in Aussicht genommen, außerdem das Britische Museum, mit dem wir ja noch längst nicht fertig sind, und die Paulskirche.

Früh gingen wir also ins Britische mit Vater und besahen die oberen Räume, in denen sich ein ethnographisches Museum, chinesische und andere Porzellane und eine herrliche Sammlung von Zeichnungen und Stichen Rembrandts befinden. Auch die griechischen Säle durchwanderten wir noch einmal.

Schließlich gingen wir Schwestern Arm in Arm durch die Portraitgalerie der alten römischen Kaiser und nahmen uns vor, an diese Stunde zu denken, wenn wir daheim wieder beim Lampenmachen stünden. Ach ja!

Es war mittlerweile halb zwei. So holten wir Vater vom Studieren weg und gingen mit ihm wieder in eine der netten Bäckereien, mit denen hier meist der Ausschank von Kaffee, Tee, Schokolade etc. nebst kaltem Fleisch, Eiern und selbst warmem Essen verbunden ist. Nach der Stärkung, – das Lunch ist uns bei weitem angenehmer wie das Dinner –, stiegen wir in einen Omnibus, der uns bei der Bank von England absetzte. Von dort aus begaben wir uns zu Fuß nach dem Tower. In seiner ganzen Großartigkeit bietet er sich unsern erstaunten Blicken dar. Wir beben ordentlich vor Aufregung. Ein Graben, in dem früher Sumpf und Morast war und in dem jetzt Soldaten exerzieren, umgibt ihn. Hoch und steil erheben sich die festen Mauern aus grauem Gestein und über diese hinweg die einzelnen Türme und Zinnen. Das ganze sieht düster und erbarmungslos





aus, seiner blutigen Geschichte würdig. Uns wurde es ganz seltsam, dass wir den Schauplatz so vieler wichtiger Ereignisse, des Leidens und Sterbens so vieler berühmter Persönlichkeiten betreten sollten!

Ich glaube es müssen ganz oberflächliche und gedankenlose Menschen sein, die der Tower zu London nicht zu Betrachtungen anregt. (Ich beabsichtige jetzt, Euch mit einer ziemlich ausführlichen Beschreibung des Towers zu langweilen, also macht Euch gefasst.) Wir traten durch das sogenannte Löwentor (früher wurden hier Löwen gehalten) hinein; erst mussten wir aber Billete nehmen. Ein Polizist sagte etwas, was ich nicht verstand, eine Dame wiederholte es, und hinter mir rief ein Mann aus einer kleinen Bude mir immerfort etwas zu, wir waren aber völlig im Unklaren, was er meinte, bis wir aus einer Aufschrift ersahen, dass man Taschen und dergleichen hierzulassen habe. Also auf meine kleine Reisetasche war es abgesehen, sonst gibt man doch Schirme ab, aber den behielten wir. Editha meinte, es wäre, damit man nicht etwa die Kronjuwelen in einer Tasche mit wegtrüge.

Zunächst kamen wir nun über eine Brücke, an deren zwei Enden zwei Türme stehen. Als wir den zweiten Torweg durchschritten hatten, in welchem englische Soldaten in Scharlachröcken und gewaltigen Pelzmützen Wache standen, befanden wir uns im Innern des Tower.

Ja, wir können wohl mit Behaglichkeit und voll schauernden Interesses die mächtigen Mauern und Türme, den Baedeker in der Hand, bewundern! Den Armen, die vor hundert und mehr Jahren hier durchkamen, mag's wohl anders zumute gewesen sein, und die starken Mauern mögen zu ihnen wohl anders gesprochen haben als zu uns. Wir nahmen uns nun erst einmal Billete für die Kronjuwelen, welche dem Publikum hinter Glas und doppeltem Eisenverschluss gezeigt werden im Wakefield Tower. Das war eine blendende Pracht, ein Blitz von Gold und Edelsteinen! Da ist die Krone des heiligen Eduard, die Krone der Königin Victoria, in der nicht weniger als 2783 Diamanten funkeln! Szepter, Krönungsstäbe, ein herrliches Salzfass oder vielmehr Salzhaus, das bei Krönungsfeierlichkeiten gebraucht wird und dem weißen Turm genau und zierlich nachgebildet ist mit Edelsteinen in den Fenstern. Ferner das Modell des berühmten Diamanten Koch-i-Noor, des größten der Welt, großen goldenen Taufbecken und Weihgefäße, kurzum eine Pracht. Editha und ich finden die Sachen sehr verführerisch zum Stehlen. Der ganze Wert dieser Sachen beträgt 60 Millionen in unserem Gelde. Leider ist einem das Stehlen nicht ganz leicht gemacht;

rund um den Eisenkäfig sitzen noch schläfrige Wachen.

Von den Kronjuwelen geht's hinaus in den inneren Hof, in dessen Mitte sich der White Tower, der älteste Teil des ganzen Bauwerks, schon vor Wilhelm dem Eroberer errichtet, majestätisch erhebt. Hinein kann man aber nicht, ohne Karten für die Waffensammlung zu haben, auf die wir erst am Billettisch verzichtet, die uns aber plötzlich sehr begehrenswert erscheinen. Editha eilt im Galopp zurück und wird von den Wachen misstrauisch mit Blicken verfolgt, als ob sie einen Kronjuwel entführe. Als sie mit den Kärtchen zurückgejagt kommt, kann die höchst interessante Besichtigung des weißen Turms beginnen. Unter der Eingangstür des Turms hat man die Gebeine der unglücklichen Kinder Eduards II. gefunden, die im sogenannten Blutigen Turm ermordet wurden.

Im ersten Stockwerk ist die Bankethalle, im zweiten die Council Hall, in der Richard II. abdankte. In beiden Sälen befinden sich jetzt sehr reichhaltige und interessante Waffensammlungen. Vom Bankettsaal gelangt man in die alte St. Johanneskapelle in normannischem Stil, wo schon Wilhelm the Conquerer mit seiner Familie Gottesdienst hörte.

Wir gingen dann, da nur noch eine Viertelstunde Zeit war, in den Beauchamp Turm. Hier ist ein Zimmer mit zahlreichen Inschriften von dort eingekerkerten Gefangenen, die diese in ihrer langen Muße in die Wände kratzten. So fanden wir die Namen von Lord Dudley, Jane Grey usw. Zwischen dem White Tower und dem Beauchamp ist ein großer, freier Platz, mit Bäumen bepflanzt, der frühere Hinrichtungsplatz, dessen Fortsetzung zwischen den andern Gebäuden jetzt Exerzierraum ist. Ein schauerlicher Ort! Von den Fenstern eines jetzt so friedlich aussehenden Häuschens musste die arme Jane Grey die Hinrichtung ihres Gatten mit ansehen, ein paar Minuten später wurde sie selbst in einem Karren zum Richtplatz geschleift. Nun laufen Kinder vergnügt und harmlos auf dem Platz herum, spielen Kreisel und Haschen und unterhalten sich mit den graubärtigen Wächtern in altertümlicher Tracht, die umherstehen. Im Hintergrunde exerzieren Soldaten, eins, zwei, drei, marsch! Die Zeiten des Tower haben sich geändert, und die Schatten Jane Grays und der unzähligen andern Hingerichteten beunruhigen die Nachwelt nicht mehr.





Nun war's höchste Zeit umzukehren. Wir verließen den Tower, warfen noch einen Blick auf die Wälle und Mauern, auf das Traitor's Gate, ein riesiges internes Thor unten im Wall, durch welches die Staatsverbrecher direkt von der Themse aus heimlich in den Tower gebracht wurden. Jede von uns pflückte sich noch ein Efeublatt als Erinnerung, und wir verließen den Turm. Unwillkürlich atmeten wir auf. Von außen macht das Gebäude sich. Es hat einen fabelhaften Umfang, ist auf einem Hügel, dem einzigen in der ganzen Umgegend erbaut und sieht wie eine kleine Festung für sich aus; als solche würde es im Kriegsfall ja auch wieder benutzt werden. Wir gingen ganz herum und auch noch auf die Tower Bridge, d.h. wir stiegen mit Ach und Krach die zweihundert Stufen empor, die zur oberen Brücke führen, da gerade wieder ein großes Schiff unten durchgelassen wurde. Wir hatten uns eine großartige Aussicht versprochen, sahen aber schlechterdings gar nichts, da die Brücke gedeckt und mit eisernen Balken und Gittern ganz verrammelt ist. Große Enttäuschung!

Für St. Paul's war es mittlerweile zu spät geworden, wir waren auch nicht mehr fähig. Also. Schleunigst Omnibus genommen, halb verhungert angekommen, Russelstraße Bäckerladen, ausgeruht von Heldentaten, d.h. wir setzten uns nicht in den Bäckerladen, sondern kauften nur zwei von den appetitlichen Rosinenbrötchen und verzehrten die zu Haus auf unserm Zimmer. Eigentlich essen wir hier sehr wenig. Früh allerdings ein ordentliches Frühstück, gebratener Speck, Spiegeleier, Brot und Butter und Gelee, dann aber um halb zwei nur Brot, kalten Schinken und Kaffee. Um sieben ist das Dinner. Wir hatten uns denn auch richtig den Appetit verdorben und werden kein Rosinenbrötchen mehr vor dem Dinner essen. Am Abend saßen wir im Wohnzimmer und schrieben Briefe, als der deutsche Landsmann, der seit kurzem hier auch wohnt, eintrat. Wir haben ihn puer germaniens genannt, weil wir uns in modernen Sprachen vor ihm nicht wie vor den andern retten können. Latein kann er aber nicht; er ist Kaufmann und heißt Kopp. Er warf sich in einen Sessel und begann bald ein Gespräch mit uns, sprach ziemlich wegwerfend von London, das ihm „gar keinen Eindruck“ gemacht habe, erwähnte, wie er glaubte, beiläufig, dass er in Amerika, Russland, Budapest, Paris etc. gewesen sei und fragte, als er hörte, wo wir den Nachmittag zugebracht, herablassend, ob es sich lohne, den Tower zu besichtigen. Wir bejahten erstaunt.

„Was den Tower betrifft,“ fuhr der Deutsche fort, „ist es wohl nötig, bei einem Besuch dort einiges historisches Interesse mitzubringen, nein?“ Wir

schaute ihn ziemlich verblüfft an.

„Allerdings“ sagte Vater. – „Ich habe schon so viele Hinrichtungsplätze in meinem Leben gesehen,“ bemerkte puer germaniens gähnend, „z.B. in Moskau. ...“, und nun ging es in näselndem Ton wieder los. Wir hörten gelassen zu.

Nachher vor dem Zubettgehen hielten Vater, Editha und ich uns auf dem Korridor noch etwas auf über das Gebaren unseres Landsmannes, als jemand lautlos mit einem Licht die Treppe herunterkam. Es war Herr Kopp auf Strümpfen, der sich beklagte, sich morgen mit Luft waschen zu müssen, da er kein Wasser bekommen habe. Wir drückten ihm möglichst unbefangen unser Beileid aus und hofften im Stillen, dass er uns nicht gehört hätte; schaden konnte es ihm nichts. Es ist aber doch peinlich, wenn man so gewöhnt ist, sich ungehindert auszusprechen, plötzlich mit einem Landsmann rechnen zu müssen.

*Donnerstag d. 20.
(Edithas Brief)*

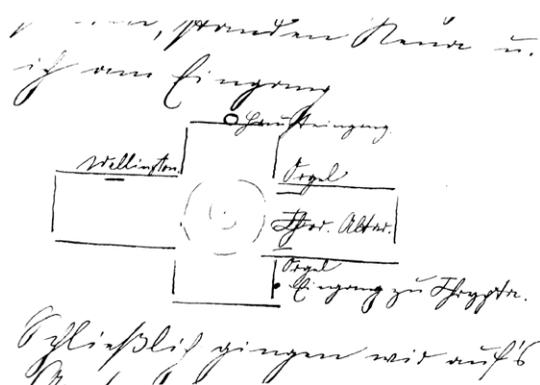
... Der nächste Morgen findet Magdalena und mich allein in der Ecke eines „bus“ sitzend, der die Aufschriften trägt: St. Pauls, Tower Bridge und noch viele mehr. Ja, wir wollen nach der Paulskirche, und Nena studiert mit größtem Eifer auf der Karte, wo wir auszusteigen hätten. Das ist uns nämlich durchaus nicht klar.

Zwar als Vater uns beim Frühstück verkündet: „Ich habe im Museum zu arbeiten, ihr könnt heute früh allein besehen, was ihr wollt!“ hatten wir, innerlich höchlichst erstaunt, gleichmütig geantwortet: „Ja das geht sehr gut, wir fahren nach St. Paul's Kathedrale; die richtigen Omnibi werden wir schon finden.“

Nena studierte so gründlich und prägte sich die Straßen so genau ein, dass, wenn ich nicht aus dem Fenster geguckt hätte und den Dom entdeckt, wir an der richtigen Stelle vorbeigefahren wären. Wir saßen, das muss ich doch hinzufügen, nur deshalb im und nicht auf dem Bus, weil es furchtbar regnete, und wenn es uns auch großen Spaß gemacht hätte, auf die Unzahl Regenschirme herabzublicken, so liebten wir unsere grünen Lodenkleider doch zu sehr, als dass wir sie auf den nassen Bänken des Top hätten verderben mögen.

Das Aussteigen war mit Schwierigkeiten verbunden, das Schiffe über den spiegelnden, belebten Damm noch mehr. Kalt und grau ragte vor uns der Dom in den bleiernem Himmel. Vater hatte uns gesagt, St. Paul's würde uns nach Westminster enttäuschen. Von außen tat er das allerdings aber nicht von innen. Diese gewaltige Kuppel! So hoch, dass allmählich die goldenen Stuckverzierungen in Nebel ver-

schwammen. Unschlüssig, wo wir beginnen sollten, standen Nena und ich am Eingang.



Schließlich gingen wir aufs Gratewohl vorwärts, wie ich bekennen muss, achtlos vorbei an einer ganzen Reihe von Denkmälern. Aber flüchtige Blicke belehrten uns, dass es fast alles unbekannte Größen für uns waren.

Es bleibt doch wahr, der Mensch bekommt sehr schnell zu viel. Wie würden wir einen Besuch z.B. in St. Paul's genossen haben und was für einen Eindruck hätte die Kathedrale auf uns gemacht, wenn wir mitten aus unserer Alltäglichkeit heraus dort einige Stunden hätten verweilen dürfen.

So, – nun wir schauten wohl und bewunderten, aber die frischen Augen, die das Hauptsächlichste sehen und es auch so sehen, dass das Gedächtnis es für immer aufnimmt, besaßen wir nicht mehr. Es ist unbegreiflich, was für höchst irdische Gedanken der Mensch oft hegt und was für Kleinigkeiten er beobachten kann, gerade wenn er sich an einem besonders interessanten und geweihten Fleck befindet, den er vielleicht nie wieder sieht.

Wir gelangten zum Altar, vor dem zwei mächtige Kandelaber standen. Wir betrachteten bewundernd die aus dunkelbraunem Holz geschnitzte Orgelbekleidung. Die Orgel befindet sich zu beiden Seiten des Chors und ist unterirdisch durch einen Mechanismus verbunden, so dass nur auf einer Seite gespielt zu werden braucht. Um die ganze Kirche gingen wir herum, waren erstaunt über das laute Sprechen der Besucher und geradezu entsetzt, als wir zwei sich zankende Jungen entdeckten, die sich immer gegenseitig an die Säulen pufften.

Unter den Denkmälern fesselten uns am meisten die Gordons, Nelsons und Wellingtons, obwohl uns letzterer sehr unsympathisch ist. Sein Monument machte einen kolossalen aufdringlichen Eindruck.

Nun kam es darauf an, ob Nena und ich es vorzogen, zur Flüstergalerie herauf- oder zur Krypta hinabzusteigen. Wir wählten letzteres, aus unserm

Flüstern wäre wohl doch nicht viel geworden, der lärmenden Restaurationen wegen, die in der Nähe der Kuppel vorgenommen wurden.

Durch eine gewöhnlich verschlossene Tür geleitete uns ein Kirchendiener auf die zur Krypta führende Treppe, dann ließ er uns allein. Wir stiegen weiter hinab und bemerkten zu unserm Erstaunen, dass es plötzlich hell wurde. Das Tageslicht fiel breit und ungehindert in den weiten unterirdisch sein sollenden Raum. Wir waren ganz enttäuscht, noch enttäuschter aber, als wir sahen, dass dies lichte Gewölbe ohne das geringste Bemerkenswerte darin wahrscheinlich alles war, wofür wir unsern Sixpence geopfert. Allerdings, nach einigem Umherschauen fanden wir ein großes eisernes Tor, verschlossen natürlich, durch dessen Stäbe man in ein mysteriöses, nur von kleinen Gasflämmchen erhelltes Halbdunkel blickte. Wir wünschten natürlich dringend, da hinein zu gelangen, aber wie wir auch rüttelten, alles blieb zu.

Eilig ging's zurück zum Kirchendiener, der uns erklärte, wir hätten da unten vor dem Tor solange zu warten, bis der Führer mit den vorigen Besuchern zurückkäme. Das dauerte aber recht lange, und wir wurden ziemlich ungeduldig, da wir fürchteten, Vater könne unterdes kommen, uns abzuholen, und uns dann nicht finden. Endlich, endlich wurde hinter dem Gitter eine schweigende Prozession sichtbar, die sich aus dem Dunkel hervorbewegte. Die Tore öffneten sich, und wir wurden eingelassen.

Zuerst hielten wir den Führer für blind und wunderten uns über die Wahl seines Berufs, dann für halb wahnsinnig. Wie eine Maschine mit blödem Ausdruck im Gesicht und geschlossenen Augen ratterte er unermüdlich die Geschichte eines jeden Denksteins und Grabmals ab, dieselbe gewissenhaft wiederholend, als sich uns noch andre Fremde anschlossen.

Wir verstanden nicht viel, nur gerade soviel, um mit Hilfe des Baedekers uns leidlich orientieren zu können. Der Mann (nicht Baedeker) war uns so unheimlich, dass wir uns am liebsten ganz von ihm entfernt hätten.

Da war der gewaltige Sarg Wellingtons mit dessen Gebeinen, ferner der kolossale Wagen, auf dem er aufgebahrt gewesen. Dieser Wagen, ehemals golden, sah jetzt kohlschwarz aus, ließ aber die wundervollen ornamentalen Verzierungen noch deutlich erkennen. Eine Öffnung oben in der Decke zeigt die Stelle, wo der Sarg und noch andere Säрге hindurchgelassen wurden.

Der Sarkophag von Nelson war von schwarzem Marmor, der innere Sarg aus dem Holz des Hauptmastes des Schiffes „l'Orient“ geschnitzt, das Schiff, das bei Aboukir in die Luft gesprengt wurde.

Die Bedeutung der vielen Steine und Tafeln, die in den Boden eingelassen waren, blieb uns leider verborgen. Wir traten den Rückweg an und fanden am Gittertor bereits wieder eine harrende Schar Fremder, denen der Guide ohne den geringsten Wechsel seiner Miene, das anfang zu erklären, womit auch wir begonnen. Solche armen Menschen, ausgesperrt vom Tag! Es ist kein Wunder, wenn sie den Verstand verlieren.

Oben wieder angelangt, fanden wir zu unserer Beruhigung Vater vor, den wir nun noch einmal um die ganze Kirche führten, obwohl ich, – ich schämte mich sehr –, schon ein geheimes Sehnen nach dem Lunch Room verspürte. Zu meinem Trost ging es den beiden anderen ähnlich. So verließen wir denn nach flüchtiger Rundschau, – Vater kannte den Dom ja –, die Kathedrale und begaben uns durch Sturm und Regen auf die Suche nach einem Bäckerladen. In einer engen kleinen Straße entdeckten wir einen, dessen Speiseräume allerdings unterirdisch waren, was Vater nicht sehr liebt. Die Preise dieses Lokals waren verdächtig niedrig. Vater bestellte sich eine Tasse Kaffee zu einem Penny, von der er denn auch nachher bemerkte, dieses Gebräu sei alles andre, nur nicht das, was es sein sollte. Wir waren glücklicher dran mit einer Tasse Cacao zu zwei Pence. Etwas Bacon und Ei dazu, und wir fühlten die Kräfte, uns trotz des schauderlichsten Wetters nach einer der Eisenbahnstationen zu begeben, um nach dem Kristallpalast zu fahren. Ein kühnes Unternehmen, da wir keine Ahnung hatten, wann die Züge gingen. Demgemäß wurde uns auch auf dem Bahnhof Ludgate Hill mitgeteilt, wir hätten noch eine ganze Stunde zu warten.

Da war guter Rat teuer. Aber Nena, die im Baedeker wohl Belesene, machte einen Vorschlag. „Wir könnten,“ meinte sie, „im Omnibus schnell nach London Bridge Station fahren; vielleicht geht dort ein früherer Zug ab.“

Gesagt, getan. Wir hielten zwei falsche Bus's an, gelangten schließlich in den dritten richtigen, der uns nach London Bridge Station beförderte.

Wir sahen auf die Tabelle. Zug nach Lydenham 3.11 Uhr ab. Wir sahen auf die Uhr. – 3.10! Stürzten zum Schalter, nahmen Billete, Vater warf das Geld hinein, es stimmte gerade, – stürmten auf den Perron in ein vom Schaffner geöffnetes Coupé und fuhren ab.

Die Fahrt währte nicht sehr lange. An endlosen Häuserreihen, schwarz von Rauch, kamen wir vorbei, soweit man blicken konnte Schornsteine, Dächer, bis in der Ferne der graue Nebel alles verschlang. Zur Abwechslung kam einmal etwas wie grünes Weideland, aber ehe man sich von seinem Erstaunen darüber erholt hatte, tauchten bereits wieder die schwarzen Schlünde und Häuser auf. Ein

Pfiff.

„Lydenham“. Wir mussten aussteigen.

Der Weg zum Kristallpalast, sonst ein überdachter Glasgang, war jetzt nicht passierbar. Er wurde restauriert, wie ja auch zum Teil der Palace selbst. Überall ist jetzt großes Frühjahrsreinemachen!

Wir mussten also durch den Park, was ohne Regen und Schmutz wunderschön gewesen wäre, denn die Anlagen sind berühmt, ihrer Größe und prächtigen Anpflanzungen wegen. So aber freuten wir uns, als wir unter Dach und Fach kamen.

Der Palast machte zuerst einen entschieden verlassenen Eindruck. Wir durchschritten einige flurartige Räume, natürlich alles mit Glas gedeckt, in denen uns keine Menschenseele begegnete. Einige griechische Statuen und verödete Refreshment Places mit sehr viel Plakaten, war das einzige, was wir entdecken konnten. Aber als wir einige Treppen erstiegen hatten, änderte sich das Bild; wir gelangten nämlich in den Hauptsaal. Hier konnte man die ganze Welt sehen, und hier hätten wir unsere Änne gern bei uns gehabt.

Dass der Kristallpalast grade sehr stilvoll wäre, lässt sich nicht behaupten. Man höre, was es alles zu sehen gab!

An der Tür, durch die wir eintraten, hatten sich einige Buden oder Stände aufgepflanzt mit orientalischen Sachen. Wir kauften für Frieda eine Art silbernen Knaufbecher, der sich pompös ausnahm, aber vielleicht daheim in ihre Küche nicht ganz passt. Dabei ließen wir es erst einmal bewenden und staunten weiter, wenn wir auch nicht den Geschmack bewunderten, so doch die Reichhaltigkeit des Programms.

Ungeheure Palmen reichten bis unter das Glasdach, in denen sich kreischende Papageien wiegten. Ein Springbrunnen plätscherte; wir wanden uns hindurch durch Bosketts und dergleichen, hinter denen in Lebensgröße Gruppen der verschiedensten Völkerstämme sehr natürlich nachgebildet standen und hockten.

In der Mitte buchtete sich der Saal nach beiden Seiten aus. Links baute sich amphitheatralisch das Händelorchester auf; eine Unzahl Stühle, die so klein aussahen wie für Puppen. Viertausend Sänger sollten dort Platz haben. Oft werden hier Konzerte gegeben, doch sind die Plätze auf den Emporen und überhaupt in der Einbuchtung rechts ziemlich teuer. Die Akustik ist so eingerichtet, dass man über den begrenzten Raum hinaus nichts mehr hört, wenigstens nicht ordentlich. Ich will nur hoffen, dass das Gekreis der Papageien die Sänger und Zuhörer auch nicht stört. An dem Nachmittag, an dem wir den Palace besuchten, wurde nur ein ganz kleines Konzert gegeben, und zwar außerhalb der

Händelorchester, und da fuhren die grässlichen Tiere stets in die pianissimi hinein, es war nicht zum Aushalten.

Mit Muße die unglaublichen „Courts“ zu betrachten, die sich rechts und links des Saales hinziehen, war uns unmöglich, noch unmöglicher ist es aber uns, sie sämtlich zu beschreiben. Die Nachbildung der Alhambra z.B. war ja sehr kunstvoll, auch das pompejanische Haus in Naturgröße in seiner Art sehr interessant, ebenso the Assyrian und Egyptian Court, aber, wenn die Menschen sich einmal so viel Mühe geben, eine Illusion hervorzuzaubern, sollen sie dieselbe doch auch soviel wie möglich aufrecht erhalten, und nicht durch Photographienständer, Büchertische, Ruhestühle für überwältigte Besu-



cher, etc. stören. Das verdroß uns einigermaßen. Ebenso verdrossen uns die unzähligen Refreshment Places, die recht nüchtern wirkten. Etwas lächeln musste man überhaupt über manches.

Friedrich des Großen Reiterstatue neben wie totdaliegenden Opiumessern, dann wieder griechische Skulpturen etc., das reine Märchenland. Wir stiegen auch noch in die oberen Stockwerke, – eigentlich nur leicht gebaute Galerien, an den Seiten längs laufend, – fanden eine schauerhafte Bildergalerie, lasen kopfschüttelnd im Guide „pictures by eminent artists“, stiegen auf der andern Seite auch einmal herauf. Sahen uns inmitten eines Jahrmarkts von Buden, in denen zu hohen Preisen höchst unsolid aussehende Dinge verkauft wurden.

Trotz unserer Empörung über die Refreshment Places hatten wir uns zwischendurch einmal mit einer Tasse Kaffee und durchsichtigem Zwieback gestärkt; jetzt war es bereits halb sieben; nein das doch nicht! Der erste Zug, den Vater eigentlich hatte benutzen wollen, war schon um 6.20 Uhr gegangen. Das Kaufen eines schrecklichen Hundchens und einer Uhr für die kleinen Vaihingers hielt uns aber derartig auf, dass wir nun um 6,25 fahren mussten. Vater kalkulierte, wir würden zu spät zum Dinner kommen, und war verstimmt, und ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich mit Absicht ziemlich getrödelt; ich dachte es mir viel angenehmer, nachzuessen als mit den unsympathischen Menschen zusammen; bei manchen verging einem wirklich der Appetit.

Die Rückfahrt war höchst trübselig. Vater sprach kein Wort; dicker Nebel lag schwer auf der Landschaft und drang kalt und feucht ins Coupé, sobald wir ein Fenster öffneten. In London oder besser London Bridge Station wieder angekommen, fanden wir, damit das Maß voll würde, keinen richtigen Omnibus. Und als wir ihn glücklich ergattert, stiegen wir zu früh aus und verirrt uns. Wir fragten einen Herrn, der eilig vor uns herlief nach dem Russel Square. Zufällig war der Gefragte ein Deutscher, der höchst liebenswürdig den Retter spielte. Er öffnete die Schleusen seiner Beredsamkeit, wiederholte immer wieder, wie gern er Leuten, die in Verlegenheit seien, zu Diensten stehe, und versprach uns nicht nur zum Square, sondern selbst in die Guilford Street vor Mrs. Necks Haus zu bringen. Er schien uns für sehr unbedarft zu halten und quälte den ohnehin abgespannten Vater mit guten Ratschlägen, von denen dieser, glaube ich, keinen begriff. Nena und ich trotteten hinterdrein und waren etwas deprimiert darüber, dass keiner der uns hier begegnenden Landsleute geeignet war, in uns Nationalstolz zu wecken, den Piccolo bei Mrs. Neck ausgenommen, der ein netter kleiner Kerl ist.

Vor Milton House verabschiedete sich der Deutsche wortreich, und wir waren so froh, daheim angelangt zu sein, dass unser Dank für seine Begleitung wärmer, als wir beabsichtigt hatten, ausfiel. Mrs. Neck hatte ihrer Aussage nach schon geglaubt, es sei uns etwas passiert. Sie erkundigte sich sehr teilnehmend nach unserm Ergehen und ob wir zufrieden wären mit den Ergebnissen des Tages, was Nena und ich eifrig bejahten. Vater hatte sich eines Briefes bemächtigt, der auf dem Brettchen links neben den Kleiderregalen lag, diesem Brettchen, das stets die erste Zielscheibe unsrer Blicke ist, wenn wir eintreten! Das Nachtsessen war bei weitem nicht so gemütlich, wie ich mir vorgestellt.

Die andern waren nämlich auch noch nicht fertig, und so hieß es einfach, sie einzuholen. Ohne die geringste Toilette zu machen, setzten wir uns zu Tisch. Vater erbrach den Brief, der von Dr. Kahle kam. Dieser meldete sich für den nächsten Tag an, was unsern Beschützer und Herumschleifer aus egoistischen Gründen sehr freute. –

Wir schielten nach puer germaniens; er saß am unteren Ende der Tafel unter den Damen als Hahn im Korbe und erzählte ihnen wahrscheinlich von Moskau und Paris. Wir gönnten ihnen den Genuss. Am nächsten Tage, während Vater bereits im Britischen Museum arbeitete und Nena oben Handschuh wusch, klopfte es plötzlich an die Tür des Drawing Room, in dem ich saß und schrieb. Wer dienerte herein? Dr. Kahle. Ein frohes Wiedersehen zwischen uns Deutschen. Kahle war so frisch und nett, ordentlich wohltuend. Ich lief rasch herauf, um Nena zu holen, die in Anbetracht dessen, dass Kahle direkt aus Cambridge und von Mrs. Harris kam, sehr schnell hinunter eilte, ihn zu begrüßen. Natürlich mochte sie ihn nicht gleich nach „ihr“ fragen, er fing aber selbst von Mr. Harris an, und da ließ sie so beiläufig mit einlaufen: „Haben Sie Mrs. Harris auch gesehen?“ Ebenso beiläufig antwortete er: „Sie? Ich weiß nicht recht, nein, nein, sie habe ich nicht zu sehen bekommen.“ Weit mehr interessierte er sich für Mrs. Lewis, die ja „sein Fach“ war, zu deren Höhe er aber noch keinen Zutritt erlangt.

Wir drei machten uns nun auf zum „Britischen“ (anders wird's nicht mehr genannt), und Kahle berichtete unterwegs noch manches aus Cambridge und von seinen Studien. Vater wurde im „Britischen“ benachrichtigt. Er übergab feierlich seine beiden Quälgeister der Obhut des enttäuschten Kahle, der um des Professors willen die Reise von Cambridge nach London gemacht. Natürlich ließ er sich nichts merken. Unser Ziel war das Parlamentsgebäude, das nur sonnabends offen ist. Der Besuch glückte vollkommen. Komisch war, dass man zur einen bestimmten Tür hinein gehen musste, dann stracks durchgehen und am andern Ende wieder heraus. Stehen bleiben ist wohl erlaubt, aber umkehren nicht, selbst wenn es auch nur ein paar Schritte sind. Zum Beispiel entdeckte Dr. Kahle in einem Zwischenraum die Marmorstatue eines Staatsmanns im Frack. Ich hätte diesen Mann für mein Leben gern von hinten betrachtet, wurde aber von einem Guardian belehrt, das ginge nicht, ich müsste vorwärts. „But I will only look at this man from behind!“ flehte ich. Umsonst. Ob den Mann meine Worte beleidigt? Kurzum, er wurde ziemlich grob, und wir mussten uns fügen.

Das House of Lords machte einen sehr imponierenden Eindruck. Der Thronessel der Queen machte sich äußerst prächtig, die beiden kleinen Sessel rechts und links von ihm stachen allerdings bedeutend dagegen ab. Den einen hatte der Prinz Gemahl inne, der andre kommt dem Prince of Wales zu. Die roten Saffianmöbel der Peers sahen etwas merkwürdig aus. Die besondere Bewandnis, die es mit dem „Wollsack“ des Lord Councillors hat, begriff ich nicht ganz. Oben, dem Thronessel gegenüber, befanden sich die Fremdenlogen. Darin möchte ich auch einmal sitzen! Das Haus of Commons war selbstverständlich minder vornehm, doch die Wunder von Holzsschnitzarbeiten, die überall, wo tunlich, angebracht waren, entzückten uns. Kahle erklärte eifrig, und versuchte uns begreiflich zu machen, wie es bei Sitzungen und Versammlungen zugehe.

(Jetzt, Dezember 1899, wo ich dies abschreibe, müsste es interessant sein, London und das Parlament zu besuchen. Der südafrikanische Krieg scheint doch die Weltstadt sehr in Aufregung versetzt zu haben!)

Zuletzt besichtigten wir die große Westminster Hall, an der wir zuerst nichts besonderes fanden, da sie vollständig kahl war, – nein, sieben Statuen ausgenommen –, dann aber wurde uns ihr geschichtliches Interesse klargemacht, und außerdem soll sie die größte existierende Halle sein, die nicht von Säulen getragen wird. Die Decke ist aus den Balken eines alten Schiffes konstruiert. Die kleine reich vergoldete St. Stephan's Kapelle wurde auch noch mitgenommen, dann ging's in Eile herüber zur Westminster Abbey, die Kahle noch nicht kannte; diesmal studierten wir die einzelnen Kapellen besonders gründlich, lasen auch die verschiedensten Inschriften, was zum Teil mit Schwierigkeiten verbunden und ziemlich nutzlos war.

Ich habe ganz vergessen, die Pläne für den Nachmittag mitzuteilen. Wir drei, Dr. K., Nena und ich, sollten nach Kensington fahren und Vater wollte um fünf Uhr dorthin nachkommen. Er war sehr vergnügt, uns mit gutem Gewissen eine Weile los zu sein. Nach Kensington ging's per Underground-Bahn. Wir hatten uns das sehr graulich vorgestellt und waren halb enttäuscht, als sich die Sache als sehr harmlos herausstellte. Die Luft war allerdings entsetzlich, dumpf und übelriechend. Da aber die Coupés sehr gut erleuchtet waren und die Fahrt gar nicht lange dauerte, fühlte man sich ziemlich behaglich.

Kensington ist ein freundlicher Ort; das Museum aber sieht von außen ganz abscheulich aus, sah wenigstens so aus in der Periode, in der wir es erblickten. Es schien umgebaut werden zu sollen. Was uns von den Schätzen, die es barg, am meisten lockte, waren die Rafaelischen Kartons, die denn auch unsere Erwartungen noch übertrafen. Diese gewaltige Zeichnung! Dagegen erblasen natürlich die übrigen Kunstwerke, die wir überhaupt nur sehr zum Teil zu Gesichte bekamen. Interessant war natürlich alles. Die alten Handschriften und Handexemplare großer Männer studierten wir verhältnismäßig eingehend. Mich interessierte besonders ein altes Exemplar des Hamlet mit Anmerkungen und Unterstreichungen des Schauspielers Garrick. Unter den Autogrammen bemerkten wir mit Vergnügen das Phineas Fletchers, als des Autors von „John Halifax“. Wir hatten ihn gar nicht für eine historische Persönlichkeit gehalten.

Zurück nach der Guilford Street fahren wir mit dem Omnibus, was erheblich mehr Zeit kostete. Wir streiften den Hyde Park, der aber sehr verlassen aussah des Sonnabend Nachmittags wegen. Kahle schlug vor, den Sonntag Nachmittag zu einem Spaziergang in den Park zu benutzen, auf welchen Gedanken wir freudig eingingen, denn Elsie Mahaffys begeisterte Schilderung der „fashionable world“, die sich „Sunday afternoon“ hier präsentierte, hatte uns neugierig gemacht, so wenig sonst Elsies Geschmack der unsre war. Mir flog, kurz bevor wir am Ziele waren, mein Hut vom Kopf und ging selbstverständlich gleich im Strom der Straße unter. Aber der Billetausteiler unsres Bus sprang vom Trittbrett herunter und fischte meinen „Einzigsten“ auf, wofür ich ihm sehr dankbar sein musste und war.

Kahle quartierte sich in einem Boarding House gegenüber dem unsren ein. Eigentlich hatte er bei Mrs. Neck logieren wollen, aber sie hatte keinen Platz mehr für ihn, und der Vorschlag der guten Dame, ihn in den Dining Room, für die Nacht stecken zu wollen, fand keinen Anklang bei ihm. Er dinierte indessen mit uns, was mir etwas peinlich war. Das schmutzige Sonnabendtisch Tuch und der grüne Seidenpapierläufer, ebenso wie die Tischgesellschaft störten mich entschieden in meiner Behaglichkeit, ihn aber anscheinend gar nicht, denn er war sehr liebenswürdig und regte sogar mit seinem mangelhaften Englisch so etwas wie ein allgemeines Gespräch an. Topsy Neck, die zu Vaters Bedauern in diesem Jahr gar nicht bei Tisch erscheint, schien sich in der Küche nützlich zu machen; wenigstens ertönte plötzlich von der Küche herauf ein entsetzlicher

Lärm wie von stürzenden Tellern und Schüsseln. Mrs. Neck sagte nur mit einem ergebenen Augenaufschlag: „Oh this dreadful cat,“ und Milli fügte hinzu: „Of course, Topsy.“

Sonntag. d. 23. April 99

Früh gehen wir in den City Temple, um den berühmten Dr. Parker zu hören. Mrs. Neck erzählte mit dem Pathos, der ihr eigen ist, von seinem traurigen Schicksal, das ihn seine blühende junge Frau verlieren ließ, mit der er sehr glücklich gewesen sei. „He is now a broken-hearted man,“ schloß unsere Wirtin. Dass Dr. Parker grade einen gebrochenen Eindruck gemacht hätte, kann ich nicht behaupten. Im Gegenteil, seine Predigt trug einen etwas revolutionären Charakter, wie er denn überhaupt oft Dinge sagen soll, die ihm oben übel vermerkt werden. Überraschend war es uns, wie nach einer treffenden Bemerkung des Predigers die ganze Zuhörerschaft in lautes Gelächter ausbrach. Zum Schluss schalt Dr. Parker noch über die Presse, über soziale Zustände etc. Stark belacht wurde auch die Bemerkung: „Ich würde niemals Public-Houses schließen am Sonntag, aus dem Grunde, weil ich nie welche öffnen würde.“

Vater, den sonst die Predigt sicher sehr interessiert haben würde, war todmüde und kämpfte mit dem Schlaf. Nena war entschieden die Aufmerksamste; sie behielt nicht nur das, was Dr. Parker sagte, sehr gut, sondern auch, wie er aussah. Zu Hause wurde er sofort sehr ähnlich zu Papier gebracht. Innerhalb des City Temple befand sich auch noch ein Photographien- und Bücherstand, wo eine Unmenge Dr. Parkers lagen und standen in allen Größen. Wir verzichteten aber darauf, ihn zu kaufen, unseres mageren Beutels wegen; sonst glaube ich, ist dieser Handel sehr lohnend, da Dr. Parker ungemein beliebt und seine Kirche stets übervoll ist. Dass wir so gute Plätze hatten, verdankten wir Mrs. Neck, die uns angeraten, wir sollten dem Kirchendiener nur ihren Namen nennen, dann würde er uns schon unterbringen.

Das Dinner in Milton House fand sonntags um viertel nach eins statt oder sollte stattfinden. In Wirklichkeit kamen wir erst kurz vor zwei dazu, so dass Dr. Kahle, den wir um viertel nach zwei bestellt hatten, natürlich warten musste. Eigentlich hatten wir noch einmal nach Kensington fahren wollen, aber das Mittagessen machte uns so schwerfällig, dass wir es unterließen und nach einem gemütlichen

Plauderstündchen nach dem Hyde Park aufbrachen. Der James Park, den wir zuerst kreuzten, machte keinen besonderen Eindruck, Straßenkinder wälzten sich auf vernachlässigten Rasenplätzen, von andern Menschen war nicht viel zu sehen. Auch der Hyde Park sah ziemlich trübselig aus. Der James Palace, ein ödes Ziegelgebäude, das wir aus der Ferne erblickten, interessierte uns nur, weil Karl I. dort die Nacht vor seiner Hinrichtung zugebracht hat.

Am Ende von James Park steht der Buckingham Palace, jetzige Residenz der Queen, der aber nur mit der Erlaubnis des Lord Chamberlain besichtigt werden darf. Wir pilgern im Hyde Park umher und warten auf das Erscheinen der „fashionable world“, die vorläufig nur aus uns vieren besteht. Eine große Anzahl von Stühlen laden zum Sitzen ein; sie stehen in langen Reihen zur Linken des Weges, und die Benutzung je eines Stuhles kostet einen Penny. Beneidenswerte Spatzen, die es sich harmlos auf den Lehnen bequem machen!

Bis zum Albert Memorial gelangen wir, ohne einen Menschen gesehen zu haben, wenigstens keinen, der zur „fashionable world“ gehört, denn den Bummler, der schlafend auf einer Bank ausgestreckt liegt und den ich am liebsten in mein Skizzenbuch kopiert hätte, kann ich doch unmöglich dazurechnen. Wir waren enttäuscht, vergaßen aber unsern Kummer bei Besichtigung des wirklich prächtigen Albert Memorial Denkmals, das die Queen ihrem Gatten gesetzt. Auf den vier Seiten waren in Relief Staatsmänner, Gelehrte, Musiker und Maler dargestellt, stets die bedeutendsten in einträchtiger Gruppierung. Vaters Befriedigung, dass kein Frauenzimmer, nicht einmal Sappho, hier verewigt worden war, amüsierte Kahle sehr.

Wir kehrten dann um, überschritten die Brücke, die über den hübschen Serpentine Teich führt, und durchquerten plaudernd in gemütlichem Spazierschritt den Park, wobei Kahle in Begeisterung über Bismarcks „Memoiren“ geriet, und wir die oft sehr merkwürdigen Bäume bewunderten. Keine merkwürdigen Arten, aber sehr spleenig gewachsen. Auf dem Exhibition Road bestiegen wir einen Omnibus und fuhren durch die vornehme Gegend Londons zurück. Im Hotel wieder angelangt, verabschiedete sich Herr Kahle, der am nächsten Tage wieder nach Cambridge zurückkehren wollte. Natürlich musste er viele Grüße dorthin mitnehmen, ich muss gestehen, ich beneidete ihn fast, denn meine Sehnsucht nach Mrs. Harris war noch unvermindert. Und doch hatten wir für den folgenden Tag so etwas Großartiges in Aussicht!

Morgen wollten wir nach Stratford-on-Avon, dem Geburtsort von Englands größtem Dichter, wo noch alljährlich ihm zu Ehren in der Zeit seines Geburtstages eine Reihe von Aufführungen seiner Stücke stattfindet, in einem eigens dazu errichteten Theater. Den Namen des Dichters zu nennen, ist unnötig. Morgen wurde „Hamlet“ gegeben. Wir hätten die Fahrt nach Stratford von Oxford aus natürlich viel näher und billiger gehabt, allein der „Hamlet“ lockte uns nun einmal besonders. Meine Schwester hatte dieses Stück gerade kürzlich in Halle in ihrem englischen Nachmittag ganz genau gelesen und durchgenommen, so dass sie es fast auswendig konnte, es nun in Shakespeares Geburtsort, von einer eigens dazu einstudierten Truppe aufführen zu sehen, diese Aussicht brachte sie begreiflicherweise ganz aus dem Häuschen, und mich kaum minder, obwohl mein Gemüt etwas zu belastet war, als dass es zu einem so völlig freien, freudigen Aufschwung hätte kommen können. Denn ach, das Packen! Es hatte diesmal wirklich seine Schwierigkeit, und wenn ich auch im Verlauf der Reise einiges darin gelernt hatte, so stand ich doch nun gewissermaßen vor meinem Gesellenstück. Heute war der 23. April, für den 24. und 25. hatte uns Mr. Rutherford brieflich eingeladen, ihn auf seinem Landsitz bei Newhaven, also dicht an der Küste, zu besuchen. Am 27. wollten wir aber noch bis Gent!

Der Reiseplan wurde nun folgendermaßen festgestellt: Am 24. früh nach Stratford (wir kamen dann gerade so an, dass wir die Nachmittags-Aufführung um vier Uhr bequem erreichten), mit möglichst wenig Gepäck natürlich, und zwar musste Vater seinen Frack und wir unsere besten Kleider mitnehmen, sowohl wegen des Theaters als auch wegen Rutherfords. Den 25. wollten wir nämlich direkt, ohne uns in London aufzuhalten, nach Little Hallands, dem Rutherfordschen Landsitze, fahren. Am folgenden Tage, dem 26., nach London zurück, unsere Koffer (die ich also vor unserer Abfahrt nach Stratford ungefähr fertig gepackt haben musste, so dass ich dann nur noch das wenige umzupacken brauchte,) fertig machen und abschließen, und den nächsten Morgen früh lautete dann die Reisetour: London-Dover-Ostende-Gent. O weh, mein Kopf schwindelte. Vorläufig setzten wir uns aber gemütlich mit der Lampe in den Parlour und vertieften uns in „Hamlet“, in ein Exemplar, das wir uns von Mrs. Neck geborgt hatten.

Mr. J. R. Benson's
Shakespearean Company,

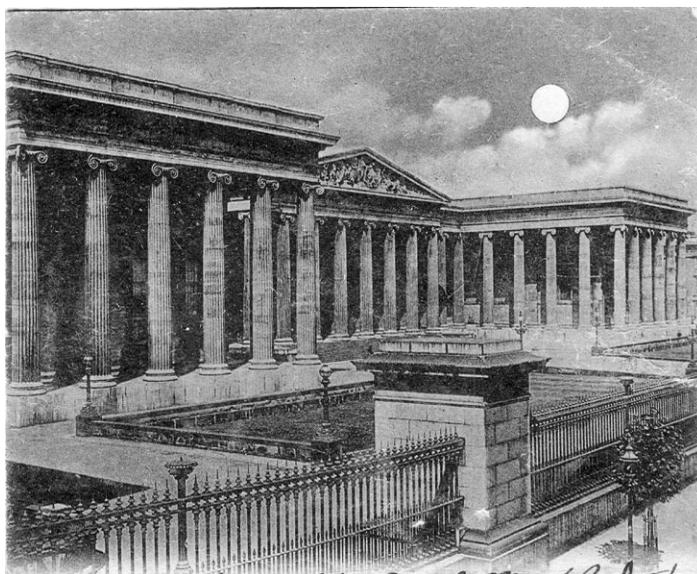
Monday, April 24, at 2.30 & 7.30,
Hamlet.

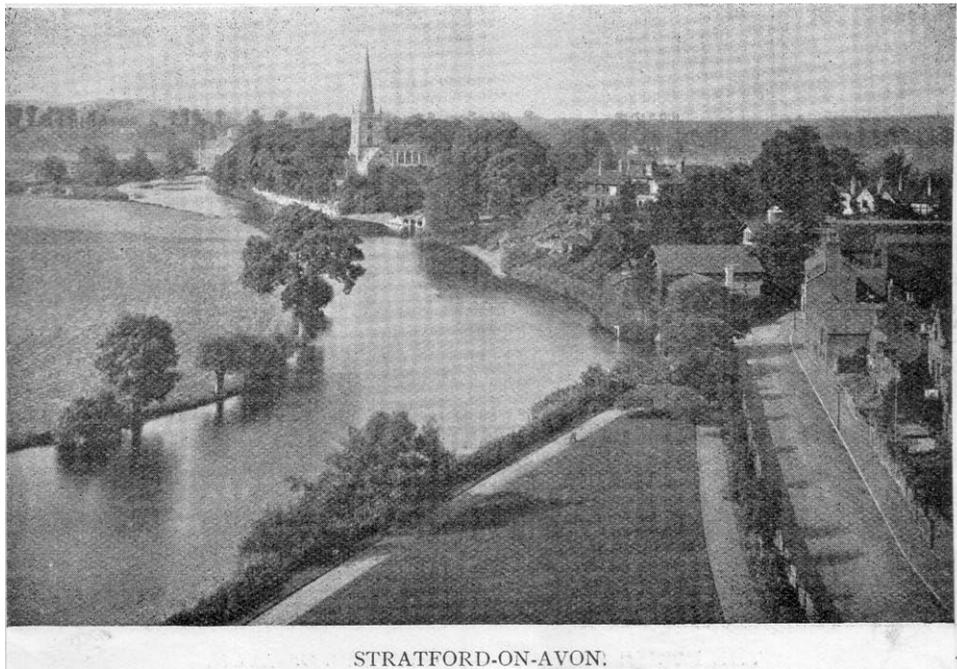
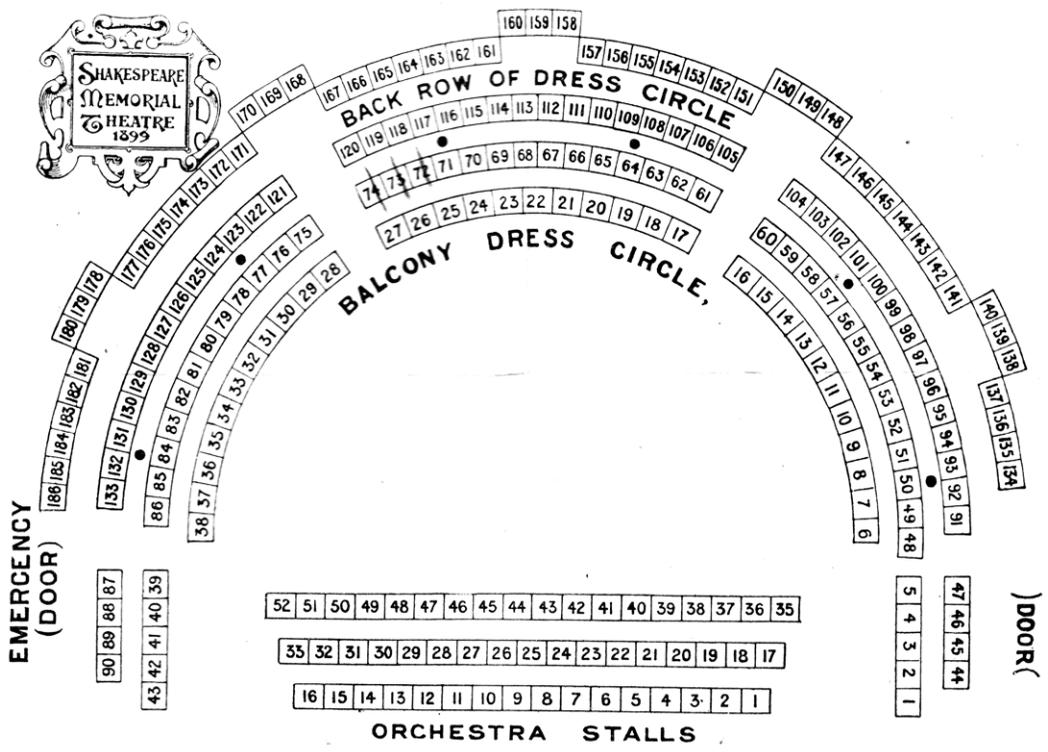
Claudius, <i>King of Denmark</i>	Mr. OSCAR ASCHE
Hamlet	Mr. F. R. BENSON
Polonius, <i>Lord Chamberlain</i>	Mr. GRENVILLE
Horatio, <i>Friend to Hamlet</i>	Mr. H. R. HIGSETT
Laertes, <i>Son of Polonius</i>	Mr. F. RODNEY
Voltimand	Mr. LANG
Cornelius	Mr. FABER
Reynaldo	Mr. HERBERT
Rosencrantz	Mr. C. QUARTERMAINE
Guildenstern	Mr. H. WILLIAMS
Osric	Mr. G. KAY SOUTHER
Marcellus	Mr. F. ANNEY
Bernardo	Mr. SHERRARD
Priest	Mr. O. HOBBS
Francisco, <i>a Soldier</i>	Mr. J. W. FOSTER
First Player	Mr. E. A. WARBURTON
Second Player	Mr. G. HOWARD
Sailor	Mr. DORAN
First Grave-digger	Mr. G. R. WEIR
Second Grave-digger	Mr. NICHOLSON
Fortinbras	Mr. TIDMAN
Ghost of Hamlet's Father	Mr. G. FITZGERALD
Gertrude, <i>Queen of Denmark</i>	Miss C. ROBERTSON
Ophelia, <i>Daughter of Polonius</i>	Mrs. F. R. BENSON
Player Queen	Miss L. BRAYTON

Act 1, Scene 1.—Before the Castle. *Scene 2.*—Hall in the Castle. *Scene 3.*—Room in the Castle. *Scene 4.*—Before the Castle. *Scene 5.*—The Ramparts. *Act 2, Scene 1.*—Room in the Castle. *Scene 2.*—Hall in the Castle. *Act 3.*—Hall in the Castle. *Act 4, Scene 1.*—Room in the Castle. *Scene 2.*—The Queen's Chamber. *Scene 3.*—Room in the Castle. *Scene 4.*—The Queen's Chamber. *Act 5.*—The Queen's Closet. *Act 5, Scene 1.*—A Graveyard. *Scene 2.*—Before the Castle. *Scene 3.*—Hall in the Castle.

 The Afternoon Performance will conclude with Act 3.

Between Acts II. and III. and Acts IV. and V. the Curtain will be lowered for Two minutes only.





Der nächste Morgen brach an. Ein Blick aus dem Fenster zeigte uns, dass es goss. Das richtige Tragödienwetter, das war der einzige Trost, den man dabei haben konnte, aber für Stratford, welches so entzückend liegen soll, und für die Reise überhaupt war der Regen wenig günstig. Das furchtbare Gespenst des Packens trieb mich ungewöhnlich früh aus den Federn. Natürlich hatte ich am Abend vorher schon etwas damit angefangen; nun galt es hauptsächlich, die Sachen für die heutige Fahrt zu rüsten. Ich überlegte, dass unser Vater entzückt sein würde, wenn unser ganzes Handgepäck für diese Tage in einem Plaidpaket und einem viereckigen Handkorb bestände, und brachte wirklich in genialer Weise unsere Kleider und Vaters Frack auf solche Art unter. Zum Zusammenlegen des Fracks rief ich Mrs. Neck um Beistand an, wobei es mir auffiel, wie merkwürdig kurzärmelig und klein das Kleidungsstück aussah. Trotzdem erhielt ich seine Identität aufrecht, denn er hatte in Vaters Zimmer in seinem Kommodenschubfach gelegen. Aber Mrs. Neck ging kopfschüttelnd, noch einmal nachzusehen, und kehrte triumphierend mit dem richtigen Frack zurück, der hinter der Gardine gehangen hatte. Der eingepackte gehörte einem Jüngling von der Garde, der vorher das Zimmer innegehabt und seinen Zivilstaat zur vorläufigen Aufbewahrung dort hinterlassen hatte. „Da hätte ich bald etwas Schönes angerichtet!“ dachte ich beschämt und sah mit Entsetzen im Geist meinen Vater vor mir, wie er zehn Minuten vor Beginn des Theaters sich verzweiflungsvoll in den zierlichen Frack des Gardejünglings hineinzuzwängen bemühte. Dem war nun glücklich noch vorgebeugt.

Nach einigen aufregenden Momenten saßen wir um 7.50 Uhr glücklich im Zuge. In dem kleinen Badeort Beamington mussten wir umsteigen, und von hier aus bemächtigte sich Dittys eine fieberhafte Ungeduld. Sie begriff nicht, dass der Zug auf jeder kleinen Station halten musste, was dieser allerdings in der ausgiebigsten Weise tat, und war außer sich bei dem Gedanken, dass wir wahrscheinlich zu spät in Stratford ankommen würden. Dabei schüttete es draußen Bindfäden, was ihre Stimmung vollends der Verzweiflung nahe brachte und sie zu den düstersten Prophezeiungen hinriss. Schließlich verloren Vater und ich auch die Geduld, und wir waren alle drei namenlos erleichtert, als der Zug endlich in Stratford hielt. Aber im Zuge hatten wir doch wenigstens trocken gesessen, während nun – Straßen, Plätze, alles schwamm, und der Himmel weinte unaufhörlich und ausgiebig über Hamlets und seiner Leidensgefährten bevorstehendes trauriges Ende. Im Hotel zum Einhorn waren wir

angemeldet, dorthin also galt es mit aufgeschürzten Kleidern, aufgespannten Regenschirmen und dem nötigen Galgenhumor, den wir mittlerweile wiedergefunden hatten, zu pilgern. Wir besaßen sogar noch den Heldenmut, uns der zahlreichen kleinen Buben zu erwehren, die unser Gepäck tragen wollten, und trabten damit ungefähr bis ans andere Ende der Stadt, was übrigens gar nicht so weit war. Hier endlich winkte ein kleines, nettes, efeubewachsenes Haus von sehr einladendem Äußeren, – das Hotel Unicorn. Unter diesem gastlichen Dach waren wir vorläufig geborgen.



Vater bestellte etwas Warmes zum Mittagessen, „aber möglichst rasch“, und meine Schwester und ich eilten herauf, um Toilette zu machen. Kaum konnten wir uns enthalten, in der Stube herumzutanzten. Wir wollten ja wirklich gleich ins Theater, um Hamlet zu sehen, und, was viel merkwürdiger war, wir befanden uns wirklich in demselben Orte, in welchem der große Shakespeare das Licht der Welt erblickt hatte! Was waren wir doch für ein paar glückliche Menschenkinder! Die Wirtin hatte uns beruhigt, die Vorstellung fing erst um vier Uhr an, so konnte man noch in Gemütlichkeit sein Mittagbrot verzehren. Dann wurde Vater kritisch gemustert, wobei ich noch einmal mit inbrünstigem Dank mich freute, dass er seinen eigenen Frack anhatte, Textbücher, Billeter und Opernglas wurden passend untergebracht und so gut wie möglich gegen die Nässe draußen geschützt, mit unter den Regenmänteln freudig klopfenden Herzen ging es hinaus nach dem Theater.

Shakespeare Memorial Theater heißt das kleine, hübsche Gebäude, das eigens zu diesem Zweck errichtet ist. Der Weg vom Einhorn Hotel dorthin war zum Glück nicht weit. Auf dem Vorplatz, in der Garderobe, natürlich alles voll Menschen. Und zwar

Menschen der verschiedensten Art, Bäuerinnen und aufgedonnerte Bankiersfrauen, Ladys mit unnatürlich dünnen Taillen und Gentlemen mit unnatürlich dicken Bäuchen, Juden und Judengenossen, Babys und Kindermädchen, biedere Bürgerleute, Inländer und Ausländer, Kinder und Erwachsene, mit fröhlichen, erwartungsvollen, verdrießlichen, protzigen, gleichgültigen, aufgeregten und stumpfsinnigen Gesichtern. Man hätte hier wirklich Studien machen können, aber wir drängten uns durch und suchten in dem übrigens nicht sehr großen Zuschauerraum unsere Plätze. Erst als wir glücklich saßen, kamen wir einigermaßen zu uns selbst und konnten uns mit Muße umschaun.

Hinter uns saßen ein paar kleine Knaben, die sich in furchtbarer Aufregung befanden. Sie kamen uns für „Hamlet“ entschieden noch nicht reif vor. Das Theater füllte sich allmählich, in demselben Maße wuchs natürlich unsere Spannung und Ungeduld. Wir waren besonders neugierig auf den Darsteller der Hauptrolle, und ob die Ophelia hübsch aussehen würde? Denn dies gehörte für uns entschieden dazu, und ich glaube, wenn Mrs. Benson diesen Anforderungen nicht genügt hätte, so hätten wir von der ganzen Vorstellung nicht denselben Genuss gehabt. Nun, der Vorhang ging auf und zeigte eine für das kleine Gebäude verhältnismäßig große Bühne, wie es zur Aufführung Shakespearescher Stücke ja auch unumgänglich notwendig ist. Hintergrund, Szenerie, alles war sehr hübsch, und die zwei prächtig ausgestaffierten Hauptleute, oder Wachtposten, tauschten ihre Beobachtungen in betreff der Erscheinung des verstorbenen Königs aus. Die beiden kleinen Knaben hinter uns verhielten sich mäuschenstill, man konnte es fühlen, wie sie mit weit aufgerissenen Augen dem Gang der Handlung folgten.

Diesen Gang der Handlung hier ausführlich zu verfolgen, wäre natürlich nicht am Platze, aber eine flüchtige Skizze will ich geben. Hamlet erschien und gefiel uns gleich sehr gut. Der Geist erschien, und zwei angstvoll ausgestreckte Häuse, die sich über unsere Schultern vordrängten, erinnerten uns an das Dasein der beiden kleinen Knaben hinter uns, die sich auch nicht enthalten konnten, einige leise Ausrufe schaurigen Entzückens hören zu lassen. Sie genossen den Geist so sehr und wurden so aufgereggt, dass sie zum zweiten Teil der Aufführung, die am Abend stattfand, nicht wieder erschienen, wahrscheinlich hatte die besorgte Mutter sie zu Bette geschickt. Als Ophelia zuerst auf der Bühne erschien, war uns ihre Stimme nicht so sympathisch, aber bald fanden wir sie reizend, sie hatte solch süßes blondes Haar und war wunderhübsch in himmel-

blau gekleidet. In der Wahnsinnsszene war sie wirklich ergreifend und spielte dermaßen natürlich, dass Editha und ich noch abends, als wir zu Bett gingen, Wahnsinnsanfälle bekamen. Dass Hamlet brillant spielte, versteht sich eigentlich von selbst. Ich würde gern auf einiges näher eingehen, aber es wird zu lang; ich will nur sagen, dass meine Schwester sich dermaßen in den unglücklichen Prinzen verliebte, dass sie sich sogar zu dem gewagten Ausspruch hinreißen ließ: wenn er sie am selben Abend bäte, ihn zu heiraten, so würde sie ohne Besinnen „ja“ sagen. Es war eine große Beruhigung für uns andern, als Hamlet, von Laertes' Giftdolch durchbohrt, glücklich tot auf der Wahlstatt lag. – Über den König finde ich die Bemerkung in meinem Tagebuch, dass er uns an einen Menschenfresser erinnerte und dass wir ihn einfach unapetitlich fanden. Da seine Rolle derart ist, dass Shakespeare allem Anschein nach keine Sympathie für ihn verlangt, so braucht er sich dieses Eindrucks, den er machte, nicht zu schämen. In der Schauspielszene brüllte er „Licht! Licht!“ mit einer Stentorstimme, die uns wahrhaft erschreckte, und wirklich furchtbar und abscheuerregend war die Szene, wo er von Gewissensqualen gefoltert, vergeblich zu beten versucht.

Bei seinem Ende, in der allgemein-blutigen Schlusszene, hatte der König die Eigentümlichkeit, dass er nicht totzukriegen war; Hamlet bohrte ihm förmlich den Degen in den Leib, als habe er eine Maus vor sich, die er an den Erdboden zu spießen gedenke, was aufregend anzusehen war, und als der gekrönte Bösewicht endlich aufhörte zu zucken und sich krampfhaft wieder aufzurichten versuchte, empfanden wir eine Art dämonischer Befriedigung. Man klagt hier in Deutschland mitunter über Verständnislosigkeit des Durchschnittspublikums für große, tragische Sachen. Das englische Publikum hat dann wenigstens nichts vor dem unsrigen voraus, denn sowohl bei Ophelias irren Reden als auch bei der Szene auf dem Kirchhof ertönte mehrmals lautes und sehr unangebrachtes Gelächter. Am bezeichnendsten für den britischen Volkscharakter war wohl der allgemeine Jubel, der losbrach, als Hamlet, nachdem er den Polonius erstochen hatte, den ganzen schweren Körper über die Schulter warf, als sei es eine Feder, und damit abzog. Diese athletische Leistung wurde gebührend bewundert.

Die Zwischenzeit zwischen den beiden Vorstellungen benutzten wir trotz des unbarmherzig strömenden Regens dazu, uns Shakespeares Geburtshaus anzusehen. Das Haus sieht von außen sehr niedlich aus, drinnen ist aber so gut wie nichts mehr zu sehen, was zur Folge hat, dass von den paar alten

Stühlen, die noch aus seiner Zeit vorhanden sind, und der Feueresse, wo die Familie Shakespeare ihren Bacon röstete, ein Aufhebens gemacht wird, als seien es wundertätige Reliquien. In das sogenannte Shakespeare Museum, das, wie es scheint, hauptsächlich aus mehr oder minder sagenhaften Familienporträts besteht, gingen wir nicht hinein, weil es unverschämt viel Geld kosten sollte, und außerdem die Zeit zu knapp war.

Trotzdem so wenig da war, interessierte uns der Ort, den William Shakespeares Kinderfüßchen geheiligt haben, doch sehr. Edithas ganzes Sinnen und Trachten war von Anfang an darauf gerichtet, eine Reliquie zu erwischen. Das hatte nun seine Schwierigkeiten, denn der Alte, der uns führte, war auf dergleichen vielleicht schon dressiert und passte auf wie ein Luchs. Schließlich gelang es meiner Schwester aber doch, mit bewunderungswürdiger Gewandtheit und Schlauheit ein Stückchen Kalk von einer Mauer loszubringen und es blitzschnell in ihrer Tasche verschwinden zu lassen, welches schwer errungene Andenken sie nachher in der Heimat mit vielem Stolz besonders Begünstigten zeigte, (ohne Geld dafür zu nehmen). Freilich machte sie meistens die betrübende Erfahrung, dass die Reliquie nicht gebührend geschätzt wurde, – ja, einige waren sogar so kühn zu behaupten, dass der Kalk an der Wand schwerlich noch aus Shakespeares Zeiten herrühre. Allein mit diesem Einwand gaben sie sich selber ein solch niederschmetterndes Armutzeugnis, dass jedes weitere Reden und Verteidigen des kostbaren Schatzes überflüssig war.

Nach Besichtigung des Shakespeare-Hauses gingen die andern noch nach der Trinity Church (ich ging nach Hause), wo sie das Grab des Dichters besichtigten und von wo sie sehr beglückt wiederkamen, mit einer Photographie der Grabschrift. Ich hatte unterdes auch einen Schatz erstanden, nämlich eine Photographie Mr. Benson als „Hamlet“, mit ungeheuer düsterem Gesichtsausdruck. Mit diesem Bilde betrieben wir auf dem noch übrigen Teil unsrer Reise einen förmlichen Kultus. Mittlerweile war es wieder Zeit für die zweite Vorstellung, die, wie ich glaube, bis halb elf Uhr dauerte, und dann kamen wir todmüde und ganz erfüllt von Shakespeare wieder im Einhorn an. Es wundert mich noch, dass wir es trotz der Müdigkeit fertig brachten, Ansichtskarten zu schreiben, aber die Tatsache lässt sich nicht aus der Welt schaffen. Ich glaube, es wurde Mitternacht, als wir zu Bett kamen. Bekanntlich, – oder nicht bekanntlich, denn ich muss sagen, mir ist die Sache nie sehr deutlich gewesen –, hat es auch eine Mrs. Shakespeare gegeben. Vor ihrer Verheiratung

hieß sie Anne Hathaway, und das Bauernhäuschen, in dem sie wohnte, steht noch, und wird im allgemeinen von den Fremden, die eheliches Glück zu schätzen wissen, aufgesucht und besichtigt.

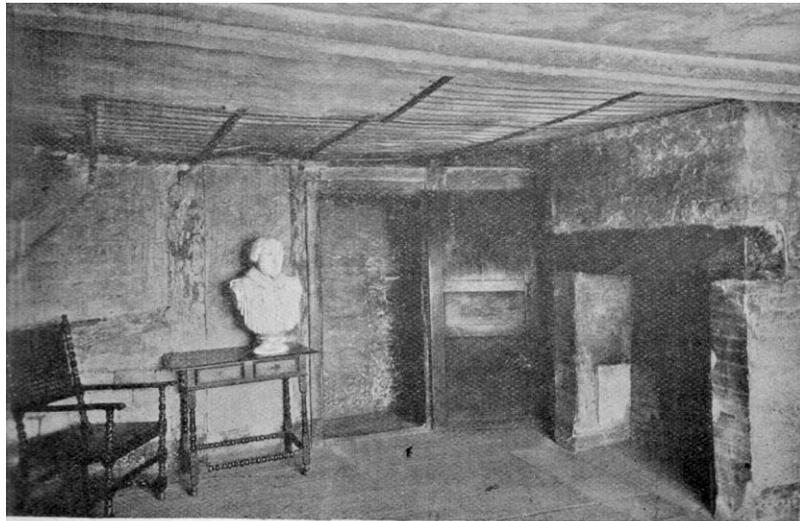
Vater und Editha hatten eigentlich die Absicht, am nächsten Morgen um sechs Uhr aufzustehen und nach Anne Hathaways Cottage zu gehen, was übrigens gar kein naher und noch weniger ein bei schlechtem Wetter empfehlenswerter Weg sein soll. Ich fand den Gedanken so entsetzlich, dass ich die beiden mit aller Gewalt davon abzubringen suchte, aber das Schicksal hatte auch ein Einsehen, und am andern Morgen regnete es dermaßen in Strömen, dass schon ein ganz und gar auf Shakespeare versessenes Gemüt dazu gehört hätte, um einen Spaziergang aufs Land in dämmernder Frühe verlockend zu machen. Um neun Uhr ging unser Zug, und wir befanden uns, ehe wirs gedacht, wieder in der Eisenbahn, und all das Schöne, das wir gestern mit so viel Aufregung erwarteten, lag schon hinter uns! Ja, die Zeit geht unheimlich schnell!

In London nahmen wir uns einen Cab nach Victoria Station, was drei Shilling kostete, und tranken in einer nahen Restauration, in deren Schaufenster eine große schwarze Katze mit gelbem Halsband sich's bequem machte, eine Tasse Schokolade. Dann stiegen wir in den Zug nach Lewes. Die Gegend war ganz hübsch; in der Nähe der Küste beginnen die Kreidefelsen, die mitunter einen sehr malerischen Anblick gewähren. In Lewes mussten wir umsteigen. Wir belegten ein Coupé, in welchem nur noch ein einzelner Mann saß, und ich hatte mich schon hineingesetzt, als plötzlich der Zug sich in Bewegung setzte und aus dem Bahnhof herausfuhr, um das Geleise zu wechseln. Das hätte nun ja auch weiter nichts geschadet, wenn nicht der mir gegenüber sitzende Mann, eine ziemlich ärmlich gekleidete und etwas verwahrlost aussehende Persönlichkeit, sofort eine Unterhaltung mit mir angeknüpft hätte. Er teilte mir vertraulich mit, während ein liebenswürdiges Lächeln sein altes Bummelergesicht verklärte, dass er soeben aus dem Gefängnis komme und sich sehr darauf freue, seine liebe Familie, deren Anblick er so lange entbehrt habe, wiederzusehen.

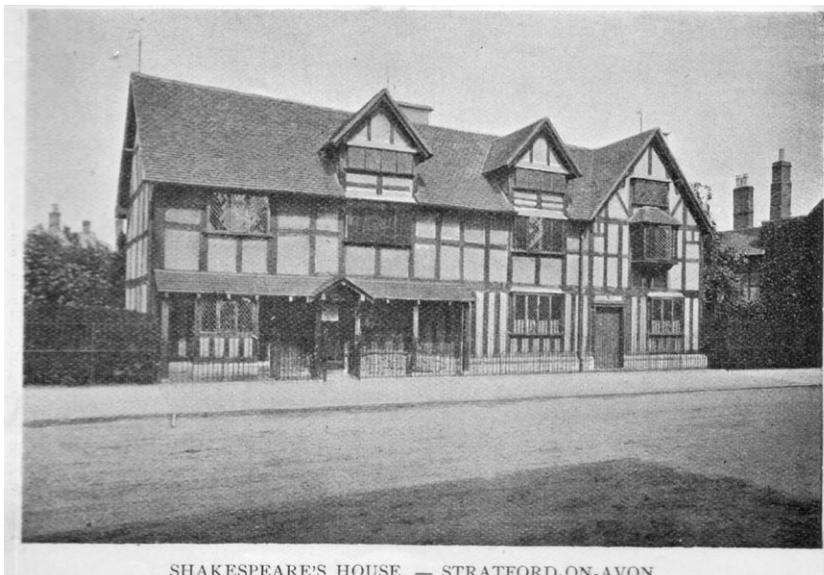
Nach dieser überraschenden und mir keineswegs angenehmen Neuigkeit stierte er mich mit unendlicher Befriedigung eine Weile lang an, als warte er des Eindrucks, den das Gehörte auf mich machte. Ich nahm mich indessen zusammen, versicherte ihm, dass es mir sehr leid tue, dass er seine Frau und Kinder so lange nicht gesehen hätte, und bemerkte dann, dass ich eine Deutsche sei und ihn



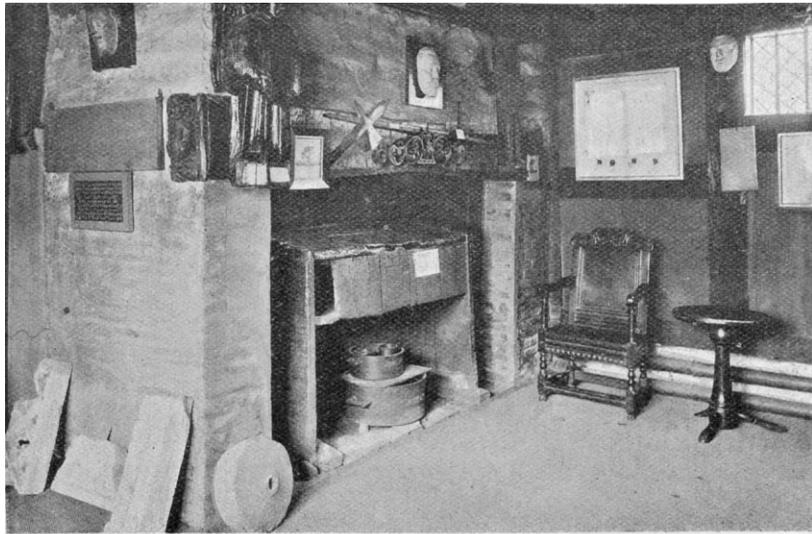
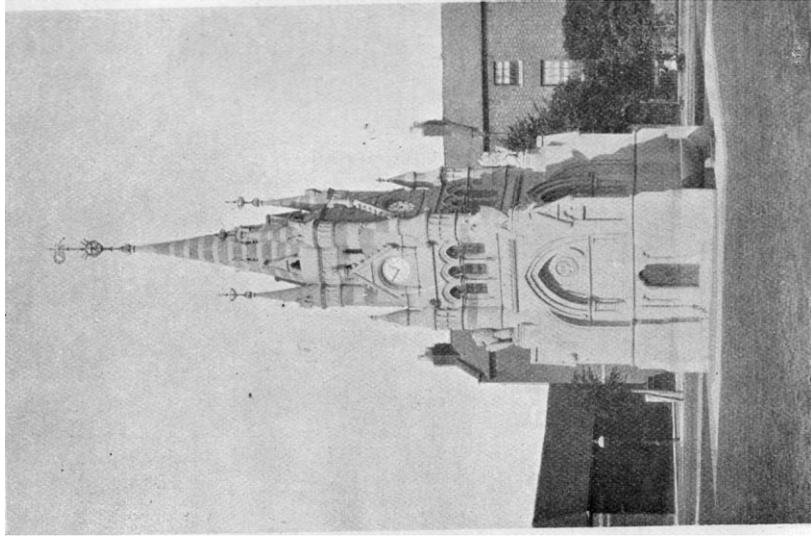
THE FIVE GABLES. — STRATFORD-ON-AVON.



SHAKESPEARE'S HOUSE, THE BIRTH ROOM. — STRATFORD-ON-AVON.



SHAKESPEARE'S HOUSE. — STRATFORD-ON-AVON.



SHAKESPEARE'S HOUSE, INTERIOR. — STRATFORD-ON-AVON.



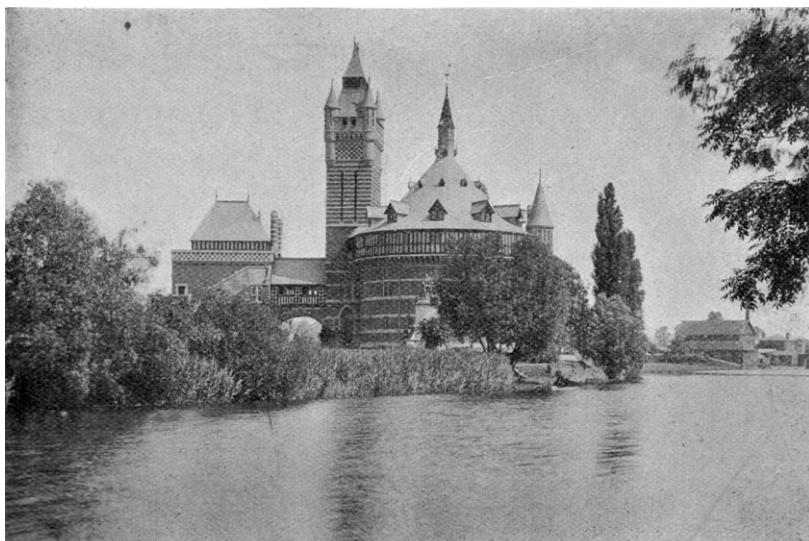
SHAKESPEARE'S HOUSE. — STRATFORD-ON-AVON.



THE GUILD CHAPEL. — STRATFORD-ON-AVON.



THE MARKET PLACE. — STRATFORD-ON-AVON.



THE MEMORIAL THEATRE. — STRATFORD-ON-AVON.



THE GUILD CHAPEL. — STRATFORD-ON-AVON.



OLD BRIDGE. — STRATFORD-ON-AVON.



THE MEMORIAL THEATRE. — STRATFORD-ON-AVON.

daher zu meinem großen Bedauern nicht recht verstände. Besonders was „gale“ (Gefängnis) bedeutete, schien ich absolut nicht begreifen zu können. Das enttäuschte ihn augenscheinlich bitter, denn er wiederholte das Wort „I am coming out of the gale!“ immer von neuem und sah mich erwartungsvoll dabei an, ohne je mir jedoch etwas anderes als eine freundlich verständnislose Miene abzulocken. Natürlich saß ich aber mit dieser beneidenswerten Reisebegleitung wie auf Kohlen und war heilfroh, als der Zug wieder in die Station einfuhr. Vater und Editha standen auf dem Perron und verzehrten einen Cake, und ich kletterte mit einem freundlichen Seitenblick auf meinen Begleiter, dessen Gefühle ich nicht verletzen wollte, aus dem Abteil und bat Vater, ob wir uns nicht in ein anderes Coupé setzen wollten. Der Familienvater aus dem Gefängnis sah uns mit einem bitteren Blick nach, als wir schleunigst unsere Gepäckstücke ergriffen und den Platz räumten; er fühlte sich entschieden sehr gekränkt und murmelte etwas in den Bart, was mir so klang wie: „Ja natürlich, vor mir nimmt jeder Reißaus!“ Ich muss gestehen, in dem Augenblick tat er mir leid, und ich hatte ordentlich ein schlechtes Gewissen, aber was brauchte er auch vorher so unangenehm zu sein!

Um 3.43 Uhr kamen wir in Newhaven Town an. Die Stadt hat einen Hafen, wie der Name sagt, man sah aber nur die Spitzen der Schiffsmasten über den Häuserreihen. Rutherfords Wagen, eine ziemlich enge Kutsche, erwartete uns vor dem Bahnhof. In rascher Fahrt ging es bergauf, bergab über ziemlich hügeliges Terrain, Felder und Dünen, die mit dürrerem Gras bewachsen waren und über die der kalte Seewind strich. Die Landschaft machte einen etwas melancholischen Eindruck. Unserm Vater, der schon einmal in Rutherfords Landhaus gewesen war, machte es Spaß, die Gegend wiederzuerkennen, und als wir ein kleines Dorf passiert hatten und wieder ein Stück Chaussee gefahren waren, zeigte er uns in der Ferne ein kleines weißes Haus, war aber selbst im Zweifel, ob es das rechte sei. Dieser Zweifel wurde ihm bald genommen, denn der Wagen hielt vor eben diesem Hause, und vor der Gartentür stand Mr. Rutherford und bewillkommnete uns mit kräftigem Händedruck. Er war eben aus Australien zurückgekehrt, wohin er zur Kur geschickt worden war, und war so braunrot gebrannt wie ein Südseeinsulaner, was zu seinem weißen Haar ganz merkwürdig aussah.

Das Häuschen lag allerliebste mitten in einem niedlichen Garten und war ganz und gar mit Efeu bewachsen, d.h. mit dem feinen, langblättrigen,

der nicht so dicht wird wie der andere. Durch die Haustür gelangte man unmittelbar in das Wohnzimmer, wo Mrs. Rutherford und eine Tochter um den Kamin saßen. Sie begrüßten uns ebenfalls sehr freundlich, und wir fühlten uns gleich behaglich. Eine Eigentümlichkeit des Zimmers fiel uns sofort auf; es war ziemlich durch die Kaminwand in zwei Hälften geteilt, von denen jede ein besonderes Zimmer bildete; die eine Hälfte bildete den Drawing Room, die andere den Dining Room. Die Wand schloß aber nicht an, so dass man auf beiden Seiten um sie herum gehen konnte, wie um einen Schrein; es wurden dadurch die Türen gespart. Die Haustür war der einen Wand grade gegenüber; man musste sich also entscheiden, ob man rechts oder links, in den Drawing oder in den Dining Room gehen wollte. Das fanden wir sehr amüsant, und das ganze wirkte jedenfalls außerordentlich gemütlich.

Die drei Kinder, niedliche Mädchen mit langen blonden Haaren, erschienen auch und sagten sehr wohlgezogen Guten Tag. Die vierzehnjährige Gertrude lernte malen und fechten, zwei ziemlich verschiedenartige Künste; Constance war zwölf Jahre alt, und die neunjährige Elsbeth war der „pet“ der Familie und saß mit Vorliebe auf der Mutter Schoß herum. Auch der Hauskater sollte uns vorgestellt werden, zeigte sich aber sehr unhöflich, indem er sofort seinen Schwanz aus Elsbeths Griff befreite und schleunigst wieder ausriss, zu Vaters großem Bedauern. Liebenswürdiger war Pluto, der Hund, der als Beweise seiner Zärtlichkeit die Hälfte seiner Haare auf meinem Kleiderwerk hinterließ. Mit zu viel Unterricht schienen die Kinder, gemäß Mr. Rutherfords Ansichten über Jugenderziehung, nicht geplagt zu werden; sie hatten augenscheinlich mehr Ferien als Unterricht, und eine Gouvernante, die in London wohnte und gerade, – da wieder Ferien waren –, dorthin gereist war. Nach dem Tee mussten wir das Kinderzimmer besehen, wo es Puppenstuben, Festungen und allerlei anderes Spielzeug gab. Mrs. Rutherford kannte vieles davon selbst noch nicht und ließ es sich von den Kindern zeigen; ein Beweis, dass die englischen Ladys in der Kinderstube nicht so zu Hause sind wie deutsche Mütter.

Am Tage darauf wollten wir schon wieder nach London zurückkehren, wo wir noch eine Nacht bei Mrs. Neck zuzubringen gedachten, um unsere Koffer fertig zu packen. Damit wir aber doch noch ein bisschen von der Gegend sähen, hatte Mr. Rutherford die hübsche Idee, eine Wagenfahrt mit uns zu machen. Wir fuhren zum Teil an der Seeküste entlang; es war wirklich wunderhübsch! Die Wogen wälzten sich majestätisch an den Strand;

ein schmaler Steindamm führte an demselben entlang, an dessen einem Ende ein Pfahl aufgerichtet war mit der Inschrift: „This way is dangerous!“ Mrs. Rutherford erzählte, dass mehr als einmal das Meer den Damm eingerissen habe. Wir fuhren bis Seaford, einem allerliebsten kleinen Badeort, und drehten dann wieder um. Editha und ich genossen die Fahrt von ganzem Herzen. Mrs. Rutherford war freundlich, aber ziemlich schweigsam; nur als Vater in seiner Tasche die Überreste eines am Tage vorher für uns gepflückten Blumensträußchens entdeckte, brach sie bei diesem kläglichen Anblick in ein solch herzliches Gelächter aus, dass sie gar nicht wieder aufhören konnte.

Nach einem gemütlichen, warmen Mittagessen und gerührtem Abschied von der freundlichen Familie stiegen wir gleich wieder in den Wagen und rollten über die einsame Küstenlandschaft der Station zu. Welch ein Gegensatz war es, als wenige Stunden darauf wieder der Lärm der Londoner Straßen uns umbrauste und überall düstere graue Häuser auf uns herabsahen! Wie war es merkwürdig, als wir wieder mit dem wohlbekanntem Türdrücker von Milton House Lärm schlugen und in Mrs. Necks Haus eintraten, das uns in der fremden Stadt beinah heimatlich vorkam! Und welch eigentümliches, betrübtes Gefühl beschlich uns, als wir die vielen steilen Treppen nach unserm Zimmer hinaufstiegen und daran dachten, dass wir morgen der Riesenstadt und mit ihr ganz England den Rücken kehren würden, vielleicht um sie nie wiederzusehen! Und wie tat mir das Herz weh um Mrs. Harris!

Es war aber gar keine Zeit, bedauernden Reflexionen nachzuhängen, denn ich musste packen. Vater ging noch einmal ins britische Museum, und nachher machten wir noch einige Besorgungen. Wir mussten doch den Unsrigen daheim etwas mitbringen! Es war bezeichnend genug, dass wir das bis auf den letzten Tag verschoben hatten, aber: „Morgen, morgen, nur nicht heute, morgen ist es auch noch Zeit!“ ist von jeher so eine Art Wahlspruch in der Blassschen Familie gewesen. Wir fanden diesmal auch keine Ursache, es zu bedauern, diese Expedition war sehr lustig, und wir kauften alles mögliche ein, praktisch und unpraktisch, Herrlichkeiten für das Auge und für den Magen, und kehrten schließlich mit vollen Händen und bedenklich leichter gewordenen Portemonnaies nach dem Hotel zurück. Dann schliefen wir die letzte Nacht in London, die letzte Nacht auf britischem Boden. Die schönen Wochen, auf die wir uns so lange gefreut, und in denen wir so viel Schönes genossen, so viel nette und interessante Menschen kennen gelernt

hatten, waren verflogen; unendlich viel schneller als wir gedacht, trotz des vielen Erlebten. Nun ging es wieder nach Hause, wo Mutter und Schwester uns schon mit Sehnsucht erwarteten. Die Rückreise lasse ich nach meinem Tagebuche folgen.

Donnerstag d. 27. April.

Das ist der Unglückstag! Abschied von London bedeutet (für mich speziell) Abschied von Mrs. Harris, von meinem Cape und von Vaters Reisekoffer. Mit letzterem feiern wir glücklicherweise auf dem Pier in Dover ein fröhliches Wiedersehen. Das kam so. Voll Trauer um Mrs. Harris und schon gelinde seekrank, so dass ich zum Kaffee nichts als ein bisschen Toast genießen konnte, kam ich am Morgen herunter. Der deutsche Kellner hatte alle Sachen schon in die Droschke gebracht, und ich Esel zähle sie nicht noch einmal nach, sondern denke einfach, es ist alles da, und außerdem lasse ich mein Cape ganz gemütlich am Nagel hängen, weil ich es über den Arm nehmen wollte. So bleibt dieses da, und Vaters Koffer in seiner Stube. Erst auf der Charing Cross Station merken wir das Fehlen des Koffers, man kann sich denken mit welchem Schreck! Der Kutscher wird sofort zurückgeschickt, und der Koffer soll mit dem nächsten Zug nachgeschickt werden. Als wir glücklich im Zug sitzen und gerade durch einen Tunnel fahren, rufe ich plötzlich meiner Schwester zu: „O Himmel, ich habe noch etwas vergessen, mein Cape!“ Als der Tunnel zu Ende ist, und das Tageslicht wieder hereinscheint, sehen wir beide vor Schreck vollständig weiß aus. „Geschehene Dinge sind nicht zu ändern,“ tröstet mich Vater, als ich an Bord des Schiffes bitterlich an zu weinen fange. Es ist auch hart! Bis jetzt war alles so schön glatt gegangen, und ich war so stolz auf meine Fertigkeit im Packen, und nun muss das mit einer so exemplarischen Dummheit passieren. Es bleibt doch wahr: Hochmut kommt vor dem Fall. Zum Glück ist wenigstens der Koffer wieder da.

In Dover können wir uns nicht aufhalten, da die Zeit zu knapp ist, was Vater sehr leid tut. Das Schiff geht ab; die Kreidefelsen von Dover, die sich die ganze Küste höchst malerisch entlangziehen, machen den letzten Blick auf England zu einem sehr genussreichen. Die See ist zum Glück ruhig und glatt, bequeme Stühle stehen überall auf Deck und sind bald besetzt. Es ist nur ein bisschen kalt. Nachdem ich mich aus meiner tiefgebeugten Stimmung etwas wieder aufgerafft habe, werden wir sehr lustig und beginnen unsere Mitpassagiere abzuzeichnen. Dita zeichnet einen schlafenden Herrn, die Kellner kichern. Dann entdeckte ich eine nette Gruppe an

der einen Längsseite des Verdecks; eine belgische Nonne liegt in Decken eingehüllt und von einem großen Regenschirm geschützt, auf einem Stuhl und las, hinter dem Schirm saß eine andere Dame, deren Hut nebst einer riesigen Zeitung, in der sie eifrig studierte, nur eben herüberguckten. Kaum war ich glücklich unentdeckt mit meiner Skizze fertig, so kam Editha daher und setzte sich sofort auch daran. Jetzt kamen aber Zuschauer, Schiffspersonal sah ihr über die Schulter, und auch die Damen merkten etwas und fingen an sich zu amüsieren. Dita mit fabelhafter Unbefangenheit zeichnete fort, bis sie fertig war.



Um halb vier Uhr sind wir in Ostende, das sich aus der Ferne wie eine lange, gleichförmige Reihe von Hotels ersten Ranges präsentierte. Gepäckträger, Koffer, Bilette etc., langweilige Plackerei. Wir fahren Expresszug, die Nonne nebst Begleiterin steigt mit uns in denselben Wagen. Zum Glück ist das Wetter schön. Die belgische Landschaft ist einförmig und flach, aber die niedlichen Häuser und die goldene Abendsonne verschönen alles.

Wir passieren Brügge, bis wohin wir mit zwei sehr höflichen Engländerinnen gefahren sind, die uns ihr Kursbuch leihen, sich erst nach unsern Wünschen erkundigen, ehe sie das Fenster öffnen, und sich sehr wohlherzogen entschuldigen, als ihre Regenschirme uns plötzlich auf den Kopf fallen. Ein solches Benehmen ist man von den Töchtern Albions gar nicht gewöhnt. Sie sprachen sehr gut französisch, vielleicht sind sie nicht echt. In Gent angekommen, nehmen wir einen Gepäckträger, der uns nach Hotel de Londres, ganz nah der Station, führt, und lassen unser übriges Gepäck an der Bahn. Wir machen noch einen Versuch, in die Kathedrale zu gehen, aber sie ist schon geschlossen. Darauf bummeln wir durch die Stadt, deren altertümliches Gepräge uns sehr gefällt.

Freitag d. 28. April

Da wir aus einem endlich aufgetriebenen Kursbuch ersehen, dass der Zug nach Antwerpen erst 10.48 Uhr geht, haben wir Zeit genug uns die Kathedrale anzusehen. Ein fixer kleiner Küster mit braunen Augen und einem riesigen Schlüsselbund erwischt uns sofort und zeigt uns herum. Er führt uns auch allsogleich zu dem berühmten Genter Altarbild, vor dem er in eine Art wahnsinnige Verzückung gerät, die wahrscheinlich dem Beschauer den schuldigen Genuss des Bildes erleichtern soll. Er tanzt herum, als hätte ihn eine Tarantel gestochen, holt uns Stühle, um uns daraufzustellen, und eine Lupe, um die Feinheit der Malerei zu bewundern. Letztere ist, durch die Lupe gesehen, auch wirklich bewundernswürdig, überhaupt hat doch das ganze Gemälde wohl noch nie verfehlt, einen großen Eindruck zu machen. Schade, dass nicht mehr alle Teile davon vorhanden sind!

Die Fahrt nach Antwerpen ist kurz; um zwölf sind wir schon da. Nun heißt es die Zeit zusammenhalten. Wir stärken uns erst in einem Restaurant, dann geht es nach dem Dom. Der Dom liegt an der Place verte und ist dermaßen von an ihm klebenden Häusern und Häuschen verdeckt, dass man von drei Seiten gar nichts sieht. Die Vorderseite ist aber wunderschön. Innen bewundern wir die Kreuzabnahme von Rubens, die im Original unendlich viel schöner ist als auf jeder Wiedergabe, nur hängt sie leider an einer ganz weiß getünchten Wand. Die Kanzel ist das geschmackloseste, was wir bis jetzt in der Art gesehen haben. Sie ist aus Holz geschnitzt und stellt einen Baum vor, auf dem allenthalben Vögel sitzen, und zwar keine kleinen. Besonders irritierte uns ein krähernder Hahn auf dem Pfosten des Kanzeltreppchens. Wenn ich Prediger wäre, der würde mich gleich aus der Fassung bringen.

Nach unserm Baedeker von 1865 liegt das Museum leider grade an dem entgegengesetzten Ende der Stadt, als wo es mittlerweile hinverlegt worden ist (ein neues, schönes Gebäude), das kostet unnötige Zeit. Vater spart sich die Besichtigung und schickt uns allein hin. Wir stürzen nur auf jedes Gemälde zu, unter welchem der Name „Rubens“ prangt. Besonders gefiel uns eine Kreuzabnahme, (Christ à la paille), Christus am Kreuz und die Fürbitte der Hl. Theresa. Auch von van Dyk sind viele schöne Werke da. – Vater holt uns ab, wir setzen uns in eine Trambahn und kommen auch glücklich noch zeitig genug zur Station. Nun geht's nach Aachen, wo wir abends elf Uhr ankommen. Hier ist zugleich





Zollstation; die Leute sind müde und daher gnädig. Ein mitreisender Herr hat uns ein Hotel empfohlen; Hotel Düren, dessen Hausknecht zum Glück auch an der Bahn ist.

Sonnabend d. 28. April.

Wir haben uns um sechs Uhr wecken lassen, stehen auch ganz tapfer auf, denn wir wollen gern noch etwas sehen vom Münster, und unser Zug geht schon um neun Uhr weiter. Das Wetter ist trübe, aber ohne Regen; der Weg zum Münster mäßig weit. Editha und ich gehen allein voran. In der Kirche ist Stillmesse. Von außen ist das Bauwerk wunderschön, von innen etwas unruhig. Das innere Achteck bildet eine Kirche für sich. Wir gehen um das Münster herum. Römischer Stein, Standbild Karls des Großen. Das Rathaus, einmal abgebrannt, wird jetzt ausgebessert. Wir gehen hinein, trotzdem ich sehr bange vor Verspätung bin. Ein Fräulein führt uns herum. Das Schönste ist natürlich der Kaisersaal, ein wundervoller Bau, mit Fresken von Rethel. Hier wurden 31 deutsche Kaiser gekrönt. Nun heißt es aber eilen. Wir wollen noch etwas für Frieda, unser Mädchen, kaufen, und erhandeln ein hübsches Kruzifix. Dann geht es wieder zur Bahn.

In Köln haben wir eine Stunde Zeit. Leider gießt es. Der Dom ragt majestätisch in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs empor. Wir bewundern ihn erst von außen, wimmeln die Führer ab, die sich andrängen wollen, und treten ein. Das Innere ist wunderbar erhaben und wundervoll; wir haben viele schöne Kirchen unterwegs gesehen, und doch reicht keine, – besonders als Gotteshaus betrachtet –, an den Kölner Dom heran. Wir wollen gern das Kölner Dombild, das Heine so rührend besungen hat, und den Schrein der Heiligen Drei Könige sehen. Allein die Leute verstehen hier Geld abzupressen, die Besichtigung kostet 1,50 M. à Person. Das süße, kindliche Antlitz unserer lieben Frau, von „Blumen und Englein“ umgeben, ist des Ansehens fast noch mehr wert als der von Gold und Edelsteinen strotzende heilige Schrein, trotzdem wir diesen auch sehr bewundern. Nach einer Stunde geht der Zug wieder weiter, und nun ist es wirklich zu Ende mit unserer schönen Reise. Nun kommen wir bald in bekannte Gegend, Essen, Osnabrück-Löhne. Ein Gewitter zieht auf und unter Blitz, Donner und strömendem Regen fahren wir in den Detmolder Bahnhof ein.

Natürlich sind sie alle an der Bahn, Mutter, Änne und Tante Klara, trotz des scheußlichen Wetters. Das gibt ein Begrüßen und ein Umarmen! Nur für mich fällt ein Wermutstropfen in die Freude des

Wiedersehens. Editha hat von Gent aus das Unglück mit dem Cape an Mutter berichten müssen, damit sie es schon wüsste, wenn wir kämen. Nun steige ich ganz zuletzt hinter allen Gepäckstücken aus dem Coupé, seufze: „Mutter, mein Cape!“ und sinke in die mütterlichen Arme, in denen ich natürlich, für den Augenblick wenigstens, sofort meine Reuegedanken vergesse. In Tante Klaras gemütlichem Zimmer, als wir alle behaglich und trocken um den gedeckten Tisch sitzen, auf dem die Lampe steht, da geht dann das Erzählen los! Und das wird, wie man sich denken kann, wohl für die nächsten Tage so fort dauern; was haben wir alles zu berichten! Also ist es wohl das Beste, wir schließen hier mit diesen Blättern. Sie werden uns später, wenn wir sie einmal wieder durchlesen, eine liebe Erinnerung sein.

Abbildungsverzeichnis

- Seite 13: Ausschnitt aus dem Vorsatzblatt des Reisetagebuchs; Originalschriftzug Editha Blass (Editha Klipstein), schwarze Tinte
- Seite 18: Prospektfotografie „Academie Utrecht“; Römmler und Jonas, Dresden
- Seite 19: Prospektfotografie „Domtoren“ (Domturm in Utrecht im Vollmondlicht)
- Seite 23 oben: Prospektfotografie „Cambridge; King’s College“
- Seite 23 unten: Prospektfotografie „Cambridge; King’s Parade“
- Seite 24 oben: Prospektfotografie „Cambridge; Trinity College, Old Court“
- Seite 24 unten: Prospektfotografie „Cambridge; Trinity Bridge“
- Seite 28 oben: Prospektfotografie „Cambridge; S^t John’s College, Bridge of Sighs“ (Seufzerbrücke)
- Seite 28 unten: Prospektfotografie „Cambridge; Clare College & Bridge“
- Seite 29 oben: Prospektfotografie „Cambridge; S^t John’s College, Old Bridge“
- Seite 29 unten: Prospektfotografie „Cambridge; S^t John’s College, Tower
- Seite 33: Bleistiftskizze „Mrs. Lewis“; unsigniert, wohl Editha Blass (Editha Klipstein)
- Seite 35: Prospektfotografie „Cambridge; King’s College Chapel“
- Seite 36: Prospektfotografie „Cambridge; King’s College Chapel, Choir West“
- Seite 37: Bleistiftskizze, ohne Titel (Ansicht von Cambridge), unsigniert, wohl Editha Blass (Editha Klipstein)
- Seite 39: Prospektfotografie „Cambridge; Trinity College, Gate“
- Seite 40: Prospektfotografie „Cambridge; Trinity College, Avenue“
- Seite 43 oben: Prospektfotografie „Carnarvon Castle“ (Wales)
- Seite 43 unten: Prospektfotografie „Menai Bridge“ (Wales)
- Seite 49 oben: Prospektfotografie „Bangor Cathedral“ (Wales)
- Seite 49 unten: Prospektfotografie „Llanberis Pass, from the Cromlech“ (Wales)
- Seite 50 oben: Prospektfotografie „Trinity College Dublin“
- Seite 50 unten: Prospektfotografie „Sackville Street, Dublin“
- Seite 56: Bleistiftskizze „Elsie Mahaffy“, unsigniert, wohl Editha Blass (Editha Klipstein)
- Seite 58 oben: Prospektfotografie „Howth“ (Irland)
- Seite 58 unten: Prospektfotografie „Howth Castle“ (Irland)
- Seite 59 oben: Prospektfotografie „In The Dangle“ (Powerscourt Park, County Wicklow, Irland)
- Seite 59 unten: Prospektfotografie „Powerscourt House C^o Wicklow“ (Irland)
- Seite 65: Buchillustration „The Celebrated Waterhouse Bow“ (Chester)
- Seite 66 oben: Prospektfotografie „Chester; The Cross and Eastgate Street“
- Seite 66 mitte: Prospektfotografie „Chester Cathedral“
- Seite 66 unten: Prospektfotografie „S^t John’s Ruins, Chester“
- Seite 68 oben: Prospektfotografie „Queen’s College“ (Oxford)
- Seite 68 unten: Prospektfotografie „Christ Church Cathedral“ (Oxford)
- Seite 74: Kolorierte Bleistiftskizze, ohne Titel, wohl Porträt Professor Grenfell, unsigniert, wohl Editha Blass (Editha Klipstein)
- Seite 75: Ansichten von Oxford; kolorierte Prospektillustrationen nach älteren Grafiken
- Seite 76 oben: Prospektfotografie „Thames Embankment from Hungerford Bridge“ (London)
- Seite 76 unten: Prospektfotografie „Trafalgar Square & Entrance to the Strand“ (London)
- Seite 78: Kolorierte Bleistiftskizze, ohne Titel (Porträt zeichnendes Mädchen im British Museum), unsigniert, wohl Editha Blass (Editha Klipstein)
- Seite 80: Prospektfotografie „S^t Paul’s Cathedral, West Front“ (London)
- Seite 81: Prospektfotografie „Westminster Abbey, West Front“ (London)
- Seite 82: Buchillustration „Kapelle Heinrichs VII. in der Westminsterabtei zu London“, nach einer älteren Graphik
- Seite 84: Prospektfotografie „Ludgate Hill & Circuit, from Fleet Street“ (London)
- Seite 85 oben: Prospektfotografie „London Bridge“ (London)
- Seite 85 unten: Prospektfotografie „Royal Exchange“ (London, Börse)

- Seite 87 oben:* Prospektfotografie „Tower of London“
- Seite 87 unten:* Prospektfotografie „Tower Bridge“ (London)
- Seite 88 oben:* Prospektfotografie „Clock Tower & Westminster Bridge“ (London)
- Seite 88 unten:* Prospektfotografie „Houses of Parliament“ (London)
- Seite 90:* Manuskriptausschnitt mit Skizze des Grundrisses von S^t Paul's Cathedral
- Seite 92:* Zeitungsfotografie „Crystal Palace“ (London)
- Seite 96 oben:* Theaterzettel der Hamlet-Aufführung am 24. April 1899 im Shakespeare Memorial Theatre in Stratford-on-Avon; Originaldruck
- Seite 96 unten:* Prospektfotografie „Das Britische Museum“ (London)
- Seite 97 oben:* Sitzplatzverteilung im Shakespeare Memorial Theatre in Stratford-on-Avon; Originaldruck, von Hand markiert die Platznummern 72, 73 und 74
- Seite 97 unten:* Prospektfotografie „Stratford-on-Avon“
- Seite 98:* Prospektfotografie „Unicorn Hotel, Stratford-on-Avon“
- Seite 101:* Prospektfotografien Ansichten von Stratford-on-Avon; oben: „The Five Gables“, mitte: „Shakespeare's House, the Birth Room“, unten: „Shakespeare's House“
- Seite 102:* Prospektfotografien Ansichten von Stratford-on-Avon; oben: „Child's Memorial Tower“, mitte: „Shakespeare's House, Interior“, unten: „Shakespeare's House“
- Seite 103:* Prospektfotografien Ansichten von Stratford-on-Avon; oben: „The Guild Chapel“, mitte: „The Market Place“, unten: „The Memorial Theatre“
- Seite 104:* Prospektfotografien Ansichten von Stratford-on-Avon; oben: „The Guild Chapel“, mitte: „Old Bridge“, unten: „The Memorial Theatre“
- Seite 107:* Tuschkizze, ohne Titel (schlafende belgische Nonne auf dem Deck der Fähre nach Ostende), unsigniert, Editha Blass (Editha Klipstein)
- Seite 108:* Prospektfotografien, verschiedene Stadtansichten von Gent, unbezeichnet
- Seite 109:* Prospektfotografie, wohl White Cliffs of Dover, unbezeichnet